

- Vorwort -

Alle in diesem Werk vorkommenden Personen und die Handlung sind völlig frei erfunden. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Alle namentlich erwähnten Orte und Plätze aber existieren und alle Bilder dazu stammen vom Autor, sind vollkommen unbearbeitet und dienen dazu, dem Leser ein Bild der Umgebung oder der Sachlage zu bieten.

»Entlassen«. Der Ausdruck war blanker Hohn. Ihr durch Tränen verwässerter Blick konnte sich nur langsam und schwerfällig von der Anzeige auf dem Monitor trennen. »Entlassen«. Immer wieder ließ sie sich dieses Wort auf der Zunge zergehen. Welches kranke Gehirn hat sich wohl für eine Situation wie dieser ein derart unpassendes Wort einfallen lassen. Ihr Blick schweifte langsam vom Bildschirm zu der Person neben ihr. Nie hätte Doris gedacht, dass alles so schnell gehen würde. Noch vor drei Tagen hatte sie mit ihrer Tante bei Kaffee und Kuchen gegessen, über alte Zeiten geplaudert und gelacht. Alles war unbeschwert damals, nicht das geringste Anzeichen einer düsteren Wolke am Horizont. Und jetzt – »Entlassen«.

Eine Träne kullerte über ihre Wangen als ihr Blick wieder zurück zu Tante Margret schwenkte. Sie sah so friedlich aus mit ihren silbergrauen Haaren und den geschlossenen Augen. Doris nahm von der restlichen Umgebung keinerlei Notiz. Im Moment gab es nur zwei Dinge, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchten: Margret und dieser dämliche Bildschirm. Sie bemerkte nicht die überdimensionale weiße Uhr, deren Ticken das einzige Geräusch war, welches die tödliche Stille in rhythmischen Stößen zerhackte. Sie bemerkte auch nicht die anderen technischen Gerätschaften, die wie ein Pulk neben dem steril anmutenden Bett aufgebaut waren. Um sie herum schienen Zeit und Raum jegliche Bedeutung verloren zu haben.

Doris war zwar nicht die alleinige Nichte von Margret, aber die einzige, zu welcher die nun fast siebzehnjährige Kontakt hatte. Eigentlich war sie ja auch gar keine richtige Tante, sondern lediglich eine Halbtante. Margret und der Vater von Doris waren von unterschiedlichen Müttern, waren also nur Halbgeschwister mit einem gemeinsamen Vater. Margret war nunmehr aber die einzig lebende Verwandte, zu welcher Doris noch Kontakt hatte. Somit hatte sich seit Jahren ein sehr vertrautes, enges und inniges

Verhältnis zwischen den beiden recht unterschiedlichen Frauen aufgebaut.

Doris kam oftmals zu Besuch, um der alleinstehenden Frau die Zeit zu verkürzen. Trotz des 35 Jahre großen Altersunterschieds verstanden sich die beiden wie zwei Schwestern, was aber auch beinhaltete, dass es wie in jeder zwischenmenschlichen Beziehung auch Meinungsverschiedenheiten und Zank gab. Aber die beiden fanden stets diplomatische Lösungen für ihre kleineren Differenzen. Margret war das, was man etwas eigenbrötlerisch nennen würde. Ihre politischen und gesellschaftlichen Standpunkte und Meinungen deckten sich oft kaum mit den ihrigen. In den letzten Jahren hatte sich Margret immer mehr aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. In ihrer kleinen Wohnung führte sie ein eigenständiges Leben ohne auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein. Und jetzt – alles aus. Langsam hob Doris ihre Hand, strich mit den Fingern Margret eine Strähne aus ihrem Gesicht und zitterte dabei. Zart streichelte sie ihr über ihre rechte Gesichtseite mit dem kleinen Muttermal oberhalb des Auges.

»Wie konnte das nur geschehen?«, sagte sie leise vor sich hin und eine Träne bahnte sich abermals den Weg über ihr Gesicht. Sie wusste genau, dass sie keine Antwort erhalten würde und natürlich erwartete sie auch keine.

»Wie lange brauchen Sie noch?« Die Stimme der Krankenschwester ließ sie erschrocken hochfahren. »Wir würden ganz gerne das Zimmer räumen und den Leichnam Ihrer Tante in den Kühlkeller bringen.«

»Glauben Sie, dass das zeitlich hinzubekommen ist?«

Norbert Weininger saß lässig zurückgelehnt in seinem ledernen Chefsessel. In dem schwarzen Riesenbürostuhl schien der kleine hagere Mann fast zu verschwinden. Der wuchtige Schreibtisch vor ihm tat das Übrige, um den »Manager« kleiner wirken zu lassen, als er ohnehin schon war. Sein Büro war nicht das modernste, der Teppich vor ihm bereits abgetreten, die Holzpaneele an der Decke waren ausgebleicht und die ehemals weißen Wände hätten ein paar Spritzer Farbe auch bitter nötig gehabt. Doch es war jetzt nur noch eine Frage der Zeit, bis er sich standesgemäß in einem schöneren Büro wiederfinden würde, wenn auch sicherlich nur für kurze Dauer. Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte: Sein fortgeschrittenes Alter würde ihn in absehbarer Zeit zum Kürzertreten zwingen.

»Naja, zwölf Monate sind nicht allzu viel Zeit für ein Bauvorhaben von diesem Ausmaß.«

»Das war nicht meine Frage. Schaffen Sie es oder nicht?«, gab Weininger schnell und mit der nötigen Portion Schärfe zur Antwort. Er sprang dabei aus seinem Ledersessel in die Höhe. Der Mann gegenüber erweckte den Eindruck, als würde er überlegen, welche Reaktion jetzt angebracht wäre. In Wirklichkeit schoss ihm durch den Kopf, dass er nun endlich wusste, warum Norbert Weininger bei seinen Mitarbeitern unter vorgehaltener Hand nur als »Rumpelstilzchen auf Ecstasy« titulierte wurde. Er versuchte, diesen Gedanken schnell wieder loszuwerden, um nicht versehentlich in ein unangebrachtes Grinsen zu verfallen.

»Nun, prinzipiell sollte es kein Problem sein, nur der Anbau...«

»Lassen Sie das getrost meine Sorge sein«, fiel ihm Herr Weininger sofort ins Wort »...darüber brauchen Sie sich den Kopf nicht zu zerbrechen.«

Der Architekt hob seine Augenbrauen. Wäre sein Haupt noch von Haaren geziert gewesen, wären sie beim jetzigen

Gesichtsausdruck zweifelsohne mit den Augenbrauen zu einem einzigen riesigen Büschel verschmolzen.

»Wann könnte denn der Baubeginn sein?«

Weininger überlegte nicht lange, bis seine Antwort kam: »Hier im Altbau könnten wir sofort beginnen. Beim Nachbargrundstück gehe ich davon aus, dass es sich in drei bis vier Monaten in unserem Besitz befindet. Sobald dieses an uns notariell übertragen ist, könnte auch dort mit dem Umbau begonnen werden.«

»Und die Eigentümerin will jetzt tatsächlich verkaufen?«

»›Wollen‹ ist leicht übertrieben, aber ich habe Mittel und Wege, diesem Willen etwas auf die Sprünge – einen Moment...«, unterbrach er, als das Handy in seiner Brusttasche zu vibrieren begann.

»Weininger«, meldete er sich knapp, hielt ein paar Sekunden inne, wonach sich sein Gesichtsausdruck merklich änderte. »Ach so ...« »Hmmm« ... »Danke für die Nachricht.«

Mit diesen Worten drückte er die rote Telefontaste auf seinem technischen Begleiter, um das Gespräch zu beenden und wandte sich wieder an seinen Gegenüber: »Ich habe gerade die Nachricht erhalten, dass sich unser Problem wie prognostiziert auflösen wird. Die Eigentümerin des Nachbarhauses ist heute verstorben!«

- Monate zuvor -

Es ist wahrlich ein Quantensprung, welche großartigen Weiterentwicklungen im Bereich der Genealogie uns in den letzten Jahren unsere Nachforschungen erleichtert haben. Allein das Internet hat hier Möglichkeiten eröffnet, die vor kurzer Zeit noch undenkbar gewesen wären. Die Tatsache, dass immer mehr Bistümer dazu übergegangen sind, ihre Kirchenbücher online in digitaler Form zur Verfügung zu stellen, hatte die Arbeit wesentlich verkürzt. Selbst tschechische, slowenische, slowakische und kroatische Taufbücher, Ehebücher und Sterbebücher waren mittlerweile in großer Zahl verfügbar und für jede Person ohne Anmeldung einsehbar.

Woher kommen wir?

Wer sind wir?

Was macht uns aus?

Eine Recherche über unsere Ahnen zur Beantwortung dieser Fragen war, ohne die Wohnung zu verlassen, in heutigen Tagen von jedem Ort der Welt aus Standard geworden. Die Digitalisierung machte also auch vor der Kirche keinen Halt und ebenso wenig vor den Zeitungsverlagen. Auch diese hatten mittlerweile zum Großteil ihre Archive geöffnet und einst verschlossenes Wissen für die Allgemeinheit in digitaler Form via Internet abrufbar gemacht. Tageszeitungen und andere Druckwerke bis zurück in die Anfänge des 20. Jahrhunderts standen online jedem Interessenten zur Verfügung. Dieser Umstand eröffnete nun auch technischen Grobmotorikern die Möglichkeit, Artikel aus längst vergangenen Zeiten zu lesen. Dies alles erwies sich in der momentanen Situation als wahrer Glücksfall. Ansonsten wären noch unzählige Besuche in diversesten Archiven und weite Reisen nötig gewesen, um die Zusammenhänge gänzlich zu verstehen. »Tatsächlich Margret.«

Mit einem zufriedenen und gleichzeitig teuflischen Lächeln wurde das Notebook geschlossen, denn es gab nun nicht mehr den Hauch eines Zweifels!

Schier endlos schienen die Minuten, in denen sie vor ihrer toten Tante in stillem Gedenken wachte. Die Krankenschwester hatte endlich den Computer-Bildschirm mit dem makabren Wort abgeschaltet und das Fenster wieder geschlossen, welches sie zuvor aufgemacht hatte, damit »die Seele rausfliegen kann«, wie sie es nannte. Obwohl gegenüber an der kahlen Fläche diese große Wanduhr hing, schaute Doris auf ihre kleine silberfarbene Armbanduhr. Es war nun kurz vor 17 Uhr. In Gedanken versunken liefen die letzten Tage, die sie mit ihrer Tante genießen konnte, wie ein Spielfilm vor ihren Augen ab, als sie jäh durch das Öffnen der Türe aus ihrer Gedankenwelt gerissen wurde. Instinktiv drehte sie sich um und sah nun endlich Gregor, der mit hängenden Schultern schnellen Schrittes hereinkam.

»Schatz, tut mir leid. Ich bin so schnell gekommen, wie ich nur konnte.«

Doris erhob sich eilends vom Stuhl und ging ihm die wenigen Schritte entgegen. Wortlos nahm sie ihren Lebensgefährten in die Arme. Der sanfte Druck, den er auf sie mit der Umarmung ausübte, tat so unendlich gut, dass für ein paar Sekunden der tiefe Schmerz ihrer Trauer pausierte. Zärtlich fuhr er ihr über ihren Rücken und sie erwiderte diese Geste der Zuneigung mit einem ebenfalls zärtlichen Streicheln über Gregors Rücken. Ihr Kopf auf Gregors Schulter gab ihr den jetzt nötigen Halt. Sie fühlte sein Herz schlagen – schnell, aber bestimmt noch lang nicht in dem Tempo wie ihr eigenes. Nur langsam löste sie die Umarmung und nahm Gregor links und rechts mit ihren zarten Händen bei seinen Schultern. »Danke, dass du da bist.«

»Wie ist das so schnell gegangen mit Margret? Was ist passiert?«

»Ich weiß nicht. Der Postbote hat heute Vormittag den Notarzt gerufen. Er hat sie durch das Fenster im Flur liegen sehen.«

Ihre Stimme war eigentlich, bezogen auf die Situation und trotz der Aufregung, relativ ruhig und sachlich. Schon beinahe analytisch.

»Sie war bereits tot, als der Notarzt kam. Sie wurde noch reanimiert und das Herz hat noch einmal kurz geschlagen, aber es hat alles nichts genutzt. Das Krankenhaus hat mich sofort angerufen. Margret hatte meine Telefonnummer mit dem Bild von mir in ihrem Amulett um den Hals hängen.« Nun verlor sie doch wieder die Fassung. Mit weinenden Augen fiel sie Gregor abermals an die Brust und umarmte ihn. »Gregor, ich kann nicht mehr. Das tut so weh.«

Gregor wusste, dass Doris noch nie zuvor eine Leiche gesehen hatte. Außerdem war Margret fast wie eine Schwester mit einem sehr engen Vertrauensverhältnis zu seiner Partnerin. Sein muskulöser Brustkorb, an dem der Kopf von Doris ruhte, hob sich langsam, als er tief einatmete und sagte: »Keine Sorge Schatz, ich bin ja da. Wir bekommen das gemeinsam schon irgendwie hin.«

Er strich ihr durch das brünette Haar, welches im Moment relativ wirr in alle Himmelsrichtungen seinen Weg suchte. Wiederum drückte er ihren Kopf zurück an seine Brust und streichelte ihr über das von den Tränen fast aufgeweichte Gesicht. Über sie hinweg schauend blickte er zu dem Bett, auf dem die Leiche mittlerweile mit einem weißen Leinentuch abgedeckt war.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte er mit einem Seitenblick auf das Totenbett.

»Was meinst du damit?«, kam die ahnungslose Antwort von Doris.

»Na, wie ist das weitere Vorgehen? Wie läuft es mit der Beerdigung und dem ganzen organisatorischen Kram ab? Sterbebilder, Pfarrer, Wirtshaus, Feuer- oder Erdbestattung? All diese Sachen müssen ja jetzt geregelt werden.«

»Ich hab absolut keine Ahnung. Derartige Dinge sind derzeit so extrem weit weg von mir, dass du es gar nicht glaubst.«

»Doch, ich glaube dir das, aber es gibt jetzt trotzdem einige profane Angelegenheiten zu erledigen, die schnellstmöglich

durchgezogen werden müssen. Und ich denke, dir ist selbst klar, dass du diejenige Person bist, auf die das alles zurückfällt.«

»Ich weiß nicht, ob ich dazu jetzt auch nur ein Minimum an Kraft aufbringen kann.«

Gregor schob sie mit sanftem Druck eine Armlänge von seiner Brust weg, schaute ihr in die Augen und versprach ihr:

»Doris, ich helfe dir natürlich dabei, das ist doch selbstverständlich.«

»Musst du denn nicht wieder zurück an deine Arbeit? Dein Projekt...«

»...Mein Projekt kann ruhen. Ich habe den Rest der Woche Urlaub beantragt und auf dem kleinen Dienstweg sofort genehmigt bekommen. Ich muss also erst nächsten Montag wieder nach München zur Arbeit. Solange bleibe ich bei dir und helfe dir, wo ich nur kann.«

Nun kullerte auch schon die nächste Träne über ihre Wange, aber in diesem Fall war ein kleiner Anteil dieser Träne ein Zeichen der Erleichterung. Erleichterung darüber, dass sie in dieser Zeit einen Menschen hatte, der ihr zur Seite stand und bereit war, mit ihr diesen schweren Weg gemeinsam zu beschreiten.

Gregor nahm Doris bei der Hand, sie kehrten dem Krankenhausbett den Rücken zu und verließen diesen grausamen Raum. Ein Raum, dem in ihren Augen der Geruch des Todes anhaftete. Sie schritten durch die schwere Zimmertür, die langsam automatisch zurück ins Schloss fiel, wobei sie sich noch einmal umdrehten und ein letztes Mal ihren Blick über die Leinentuchkontur des leblosen Körpers schweifen ließen.

Ein Körper, der ein dunkles Geheimnis verbarg.

Ein Geheimnis, das vielleicht bald auf ewig verschollen sein würde.

»Geschafft!«

Zufrieden mit sich selbst nahm Elvira ihre Finger von der Tastatur, lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und blickte auf den Bildschirm. »Wieder ein Mandant abgearbeitet, und noch dazu in so kurzer Zeit. Das soll mir mal eine meiner Kolleginnen nachmachen«, dachte sie und warf dabei heimliche Blicke auf den Bildschirm der Kollegin neben ihr. Sie spürte einen innerlichen Groll emporsteigen, als sie sah, wie angestrengt die aufgemotzte Puppe mit ihren angeklebten Fingernägeln auf die Tasten einhämmerte. »Mädchen, das ist eine Tastatur und kein Schnitzelklopfer«, schoss es ihr durch den Kopf, was sie natürlich für sich behielt. Als Teilzeitkraft stand es ihr nicht zu, hierüber lautstark zu urteilen, das wusste sie. Sie nahm einen kurzen Schluck aus der neben ihr stehenden Kaffeetasse, was sie aber gleich wieder sein ließ, da die Brühe mittlerweile abgestanden und kalt war. Daran änderte auch der Aufdruck »*Ich bin heiß*« auf der Tasse nichts.

Nun noch den Tagesabschluss ihrer Buchungssoftware und dann geht's in die Mittagspause, was bei ihr gleichbedeutend war mit Feierabend. Sie hatte einen riesigen Spaß an dieser Arbeit, auch wenn sie hier vorerst nur halbtags arbeiten konnte, aber es war besser als nichts. Nach dem Verlust ihrer letzten Arbeitsstelle war sie monatelang ohne Beschäftigung und nun froh, hier zumindest eine Teilzeitstellung gefunden zu haben, wenn auch das Finanzbuchhaltungsbüro nicht ihrer eigentlichen Qualifikation entsprach. Die Belegschaft setzte sich nur aus dem Geschäftsführer, vier Vollzeitkräften und zwei Teilzeitkräften zusammen. Aber das Betriebsklima war in Ordnung und es bestand vielleicht sogar einmal die Chance, eine Ganztagsstellung zu ergattern.

»Die netten Kolleginnen sind alle im gebärfreudigen Alter, sodass es eventuell nur eine Frage der Zeit sein könnte, bis eine

von ihnen schwangerschaftsbedingt ausfällt. Elvira gefiel der Gedanke, hier mehr Stunden zu schieben, da sie jeden Euro gut gebrauchen konnte. Der Fortschrittsbalken des Tagesabschlusses war mittlerweile bei 60 % angelangt, als sich die Bürotür öffnete und Doris den Raum betrat. Nur dieses Mal war alles anders. Nicht nur das äußere Bild ihrer besten Freundin und Arbeitskollegin war aufgrund der schwarzen Kleidung desaströs. Auch generell versprühte Doris nicht die sonst für sie typische Präsenz im Raum, der sich im Normalfall niemand entziehen konnte.

»Was ist los?«, fragte Elvira.

»Margret...«

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist...«

Elvira wartete einige Sekunden, ehe Doris fortfuhr:

»...tot.«

»Waaaas?«, entfuhr es ihr, »wie das denn?«

»Keine Ahnung. Mich hat gestern Nachmittag – als du bereits zu Hause warst – das Krankenhaus verständigt, dass sie durch den Notarzt eingeliefert wurde. Es war aber zu spät, man konnte leider nichts mehr für sie tun. Der Arzt meinte, es wäre ein plötzlicher Herztod gewesen.«

Das Erzählen der Ereignisse des Vortags trieb ihr abermals die Feuchtigkeit in ihre Augen und sie hatte Mühe, sich zu beherrschen, nicht wieder in Tränen auszubrechen.

»Weißt du was? Ich hab jetzt sowieso Feierabend, wir gehen gemeinsam auf einen kleinen Snack ins Café, da kannst du mir dann alles in Ruhe erzählen.«

»Danke, aber das klappt heute nicht. Ich bin nur hier, um beim Chef für den Rest der Woche Urlaub zu beantragen und muss dann gleich wieder weg.«

»Komm schon, ein bisschen Ablenkung wird dir bestimmt guttun.«

»Elfie, ich habe heute wirklich keine Zeit. Vielleicht ein andermal. Unten im Auto wartet Gregor, wir...«

»Gregor? Ich dachte, der ist in München beim Malochen.«

»Ja, er hat sich freigenommen, um mir ein wenig unter die Arme zu greifen bei den ganzen Dingen, die da jetzt auf uns zukommen. Wir haben nachher gleich einen Termin beim Bestattungsunternehmen, damit wir den Sarg aussuchen, Blumen bestellen und, und, und. Dann haben wir um 15 Uhr einen Termin beim Pfarrer. Der möchte wissen, was er bei der Trauerfeier über Margret sagen soll. Bei der Zeitung müssen wir noch die Todesanzeige aufgeben, im Gasthaus müssen wir noch die Totensuppe bestellen...«

»...die was?«, warf Elvira ein.

»...Die Totensuppe ... ihr in München würdet Leichenmahl dazu sagen.«

Elvira war vor einigen Monaten der Liebe wegen aus der Landeshauptstadt hierher nach Niederbayern gezogen. Der Umzug war eigentlich nicht so geplant, aber nachdem Christian, ihr Freund, hier eine gut laufende Autowerkstatt hatte und seine niederbayerischen Wurzeln nicht aufgeben wollte, fiel ihr die Entscheidung nach dem Verlust ihrer damaligen Arbeitsstelle nicht allzu schwer, zu ihrem »Bavarian Dream Man«, wie sie ihn scherzhaft nannte, zu ziehen. Ihrem alten Leben in München kehrte sie ohne mit der Wimper zu zucken den Rücken. Die Umstellung vom pulsierenden Großstadtleben in die niederbayerische Provinz war keine einfache, aber sie fühlte sich hier von Anfang an pudelwohl. Und auch wenn die Umzugsentfernung nur 200 km betrug, so waren doch im Dialekt und Sprachgebrauch fortwährend Hürden zu überwinden. Die Niederbayern hatten sehr eigentümliche Ausdrücke für manche Dinge, die ihr absolut fremd waren. So sagten die »Eingeborenen« – wie sie die niederbayerischen »Waidler« hier scherzhaft nannte – zu der Muttererde nur »Kout«, was sich in ihren Ohren stets wie »Kot« anhörte und ekeligen Grausen in ihr entfachte. Auch die Richtungsangaben bei Autofahrten wie »aufi, umi, obi, ini« würden ihr ein ewiges Rätsel bleiben. Hierfür erhielt sie aber sowohl von Christian als auch von Doris bereits die Absolution, da die Bedeutung dieser Begriffe laut deren übereinstimmender Expertise nur mit der Muttermilch

aufgesogen und mit keinem Studium der Welt erlernt werden konnte.

Von ihren »eingeborenen« Freundinnen wurde sie wegen ihrer Herkunft öfters – ebenfalls scherzhaft – als Isarpreussin bezeichnet. Mit den Bezeichnungen konnten beide Seiten leben und das gegenseitige Veräppeln sowie Sticheln führte oft zu Gelächter und vielen kurzweiligen Abenden.

»Ach so – der Leichenschmaus.«

»Ja, genau – Leichenschmaus. Jedenfalls haben Gregor und ich alle Hände voll zu tun in den nächsten Tagen.«

»Jetzt komm erst einmal her«, kam es nun Elvira endlich über ihre Lippen, »und lass dich drücken.«

Ihr war soeben aufgefallen, dass sie noch keinerlei Mitgefühl verspüren ließ, war sie ja selbst von der Nachricht zutiefst überrascht und mit der momentanen Situation emotional überfordert. Die Umarmung dauerte eine halbe Ewigkeit und Elvira glaubte zu fühlen, wie gut Doris die körperliche Wärme in diesem Moment brauchen konnte.

»Wisst ihr schon, wann das Begräbnis sein wird?«, fragte sie nach dem Lösen der Umarmung.

»Übermorgen, 14.00 Uhr.«

»Nachmittags ist für mich gut, da werde ich natürlich kommen.«

»Das musst du aber nicht, du hast meine Tante doch kaum gekannt.«

»Ich komme ja auch nicht ihretwegen, sondern deinetwegen.«

»Danke!«, brachte Doris noch hervor, bevor sie in ihr 100tes Papiertaschentuch schnäuzen musste.

»Ist für mich selbstverständlich. Wenn du jemanden brauchst, der dir hilft: Du weißt, wie du mich erreichen kannst.«

»Danke für das Angebot, aber damit werde ich allein fertig werden müssen. Und Gregor ist ja auch noch da.«

»Ich weiß. Mein Angebot gilt natürlich auch für später. Wenn das alles vorbei ist, wird dich eine Menge Arbeit erwarten. Zum Beispiel wird ihre Wohnung geräumt werden müssen. Wenn du da jemanden brauchst, rühr dich einfach.«

»Ich werde auf dich zurückkommen, wenn ich Hilfe brauche.
Es ist ja nicht nur ihre Wohnung...«

»Sondern?«

»Ich befürchte, das Hauptproblem wird das alte Stadthaus,
das ihr noch gehörte. Da ist der Ärger wahrscheinlich schon
vorprogrammiert.«

Norbert Weininger war heute in glänzender Verfassung. Der ansonsten eher mürrische Boss kam aus dem Grinsen nicht mehr heraus, obwohl ihn der Tod seiner Nachbarin natürlich auch emotional berührte. Aber für Gefühle hatte er zwischen 7.00 Uhr und 17:00 Uhr keine Zeit; derartigen Luxus leistete er sich erst nach Feierabend, da er Privates und Dienstliches strikt zu trennen vermochte. Und diese Trennung machte auch vor Emotionen keinen Halt, was ihm in der Firma während der Dienstzeiten den Ruf eines gefühlskalten Sturkopfs eingebracht hatte.

Seine Firma, die sich deutschlandweit im Bereich der Computerprogrammierung, Netzwerktechnologie und Service für Businesskunden vor allem im Gastronomiebereich einen exzellenten Namen erarbeitet hatte, verzeichnete mittlerweile über 50 Mitarbeiter. Obwohl 20 davon im ständigen Außendienst oder Homeoffice waren, drohte das Firmengebäude aus allen Nähten zu platzen. Ein An- und Umbau schien unausweichlich. Der Standort einer Firma im IT-Bereich spielte zwar durch die Vernetzung eine eher sekundäre Rolle, aber Weininger wollte allein schon aus Nostalgiegründen seinen Firmensitz exakt hier an diesem Platz belassen.

Er war damals, Anfang der 1980er Jahre, ein Pionier in Sachen EDV, als die EDV noch EDV hieß und nicht IT. Als die ersten IBM kompatiblen PCs in Deutschland Fuß fassten, kündigte er von einem Tag auf den anderen seinen sicheren Angestelltenjob, um den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen. Die Menschen in seinem Umfeld quitierten dies zu jener Zeit lediglich mit verständnislosem Kopfschütteln, da mit Ausnahme von ihm kaum jemand an den durchschlagenden Erfolg der PC-Technologie glaubte.

Schlussendlich sollte ihm aber der Lauf der IT-Geschichte doch recht geben und mittlerweile war seine Firma eine nicht mehr wegzudenkende Größe auf dem heimischen Arbeitsmarkt.

Die Reihenbebauung des Zentrums in der Kleinstadt bot jedoch keine allzu großen Möglichkeiten, seinen Betrieb weiter zu vergrößern. Sämtliche Anträge, das Stammgebäude aufzustocken, waren von der Baubehörde abgelehnt worden und ein Neubau auf freier Prärie war für Weininger indiskutabel. Er wollte hierbleiben und wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann bekam er es meist auch, selbst wenn die Methoden hierzu ab und zu haarscharf am Rande der Legalität vorbeischrammten. Seit Monaten hing er nun schon an seiner Nachbarin, welcher das Nachbarhaus zu Eigen war. Der Kaufpreis, den er ihr bezahlen wollte, übertraf den ortsüblichen Preis um einiges, aber die sture Margret wollte einfach nicht verkaufen. Und nun lag das Ziel seines Vorhabens fast zum Greifen nahe. Er war zuversichtlich, die Erbin des Hauses könnte er leichter zum Verkauf der für sie eher wertlosen Immobilie bewegen, höchstwahrscheinlich sogar zu einem weitaus niedrigeren Preis. Aufgrund der Kleinstadtstruktur kannte er genau wie die meisten Einwohner die familiären Verhältnisse und es war ein offenes Geheimnis, dass Margrets Nichte nun zur Eigentümerin des Hauses werden würde. Er konnte sich nicht vorstellen, dass das junge Ding irgendetwas mit dieser Bruchbude anfangen könnte und fühlte sich siegessicher, bald das Objekt seiner Begierde zu besitzen und für seine Expansionsvorhaben zu nutzen. Die einzige Gefahr bestand in seinen Augen nun nur noch darin, dass sie von Ihrer Tante eingeweiht wurde, welch folgenschweren Fehler er damals vor all den Jahren begangen hatte.

- Intermezzo -

Das Licht war blass und hatte Schwierigkeiten, mit seiner Kraft das ganze Zimmer zu durchdringen. Auf dem Tisch war eine kleine Bürolampe eingeschaltet, die mehr Helligkeit spendete als die Deckenleuchte mit ihren drei energiesparenden Birnen. Der Duft des Zirbelholzes, mit dem der Raum teilweise verkleidet war, spendete eine wohltuende Ruhe.

Das aus der Schublade gezogene Messer reflektierte den Schein der Bürolampe und das zurückgeworfene Licht spazierte in Form eines hell leuchtenden Streifens über die Wand des Zimmers. Mit zittriger Hand stieß das Messer ganz langsam zu. Zuerst war der Widerstand noch relativ groß, nach dem ersten Schnitt und vorsichtigem Hin- und Herbewegen des Armes ließ sich aber dann das braune A4-Kuvert mit einem schnellen Schnitt öffnen. Vorsichtig wurde der Umschlag auseinander gedrückt und der Inhalt herausgenommen, der aus nur einem handgeschriebenen Blatt Papier bestand mit der Überschrift »Mein Testament«.

Langsam wanderten die Augen auf dem Papier von links nach rechts und wie der Schlitten einer Schreibmaschine wieder zurück.

Immer wieder.
Zeile für Zeile.

Aus der ernststen Miene im Gesicht formte sich langsam aber sicher ein zufriedenes Lächeln.

Die Beerdigungszeremonie war für sich gesehen eine relativ kurze Angelegenheit und wurde vom Geistlichen wie ein Verwaltungsakt emotionslos und planmäßig absolviert. Tante Margret war zwar auf dem Papier katholischer Konfession und sie lebte auch gern nach den christlichen Grundmaximen, aber sie hatte mit der Institution Kirche schon vor langer Zeit gebrochen. Wahrscheinlich machte der Pfarrer deswegen keinerlei Anstalten, der Beisetzung auch nur ansatzweise ein Minimum an persönlichem Touch zu verleihen. Stattdessen leierte er nur gelangweilt die paar Rahmendaten herunter, die er von Doris im Vorgespräch erhalten hatte. Da Margret relativ zurückgezogen gelebt und wenig Kontakt zur Außenwelt hatte, waren ihre sozialen Kontakte auf ein Minimum beschränkt. Dies hatte zur Folge, dass die anwesenden Trauergäste ein recht überschaubarer Haufen von ca. 50 Gästen war.

Eine große Gruppe davon stammte augenscheinlich vom hiesigen Unterstützungsverein. Unterstützungsvereine waren in früheren Zeiten ein wesentlicher Grundpfeiler der sozialen Absicherung in weiten Teilen des Bayerischen Waldes. Sie wurden zumeist Anfang des 20. Jahrhunderts gegründet, und basieren auf dem Prinzip der Solidarität: Stirbt ein Mitglied des Vereins, wird bei den anderen Mitgliedern gesammelt und das Geld den Hinterbliebenen übergeben. In damaligen Zeiten, als der Bayerische Wald als eines der Armenhäuser Deutschlands tituliert wurde, war dies für Hinterbliebene oft eine unverzichtbare finanzielle Hilfe im Todesfall. Diese Unterstützungsvereine hatten trotz Sterbegeldversicherungen und Lebensversicherungen ihre Existenz bis in die heutigen Tage gerettet. Margret war ebenfalls Mitglied des hiesigen Unterstützungsvereines.

Dank der mäßigen Beteiligung an der Trauerzeremonie war auch die Schlange, die sich nach dem offiziellen Teil am Grabe bildete, um der Verblichenen noch einen letzten Spritzer

Weihwasser mit auf ihren Weg ins Jenseits zu geben, dementsprechend klein und löste sich schnell wieder auf. Am meisten freute sich Doris, dass Elvira Zeit für die Beerdigung gefunden hatte, um ihr die notwendige seelische und moralische Unterstützung zu geben. Sie und Gregor waren in dieser Lebenssituation der Anker, ohne den sie hilflos umhergetrieben wäre. Gregor hatte sie bei den Vorbereitungen, Behördengängen, Papierkram usw. unterstützt, wo er nur konnte. Und auch jetzt, am Ende der Bestattungszeremonie, stand er an ihrer Seite und legte seinen rechten Arm von hinten um ihre Schulter. Der sanfte Druck gab ihr das nötige Gefühl der Geborgenheit und zeigte, dass da jemand ist, der sie spüren ließ, dass sie nicht allein auf dieser elenden Welt weilte.

»Warum haben wir eigentlich in die Traueranzeige drucken lassen ›Von Beileidsbezeugungen am Grabe bitten wir Abstand zu nehmen‹, wenn jeder hier meint, er müsse mir die Hand schütteln und mir ein ›Herzliches Beileid‹ ins Gesicht sagen?«, fragte sie ihren Partner sichtlich erbost, nachdem der letzte seine Kondolenz ausgedrückt hatte und sich vom Gottesacker gemacht hatte.

»Lass gut sein, die Leute meinen es nicht böse. Jetzt lass uns noch den Leichenschmaus hinter uns bringen, dann hast du das Größte überstanden«, flüsterte ihr Gregor zu. Er nahm sie an die Hand und gemeinsam machten sie sich auf zu einem kurzen Fußmarsch in das neben der Kirche gelegene Gasthaus.

Die Gastwirtschaft war Gott sei Dank gut beheizt, denn das nasskalte Märzwetter war alles andere als angenehm. Der große Gastsaal war eigentlich viel zu groß für die kleine Trauergesellschaft, aber es war im Vorfeld sehr schwer zu kalkulieren, wie viele Leute zur Bestattung und somit zur Totensuppe kommen würden.

Doris stand diesem Brauch stets positiv gegenüber, da nach ihrer Meinung auf diese Art die Hinterbliebenen wieder ein Stück weit in die Realität zurückgeführt werden und ein wenig die Chance haben, aus ihrer Trauer auszubrechen.

So war das auch heute: Der Gastsaal war schön hergerichtet, auf einem Nebentischchen stand mit schwarzen Trauerflor versehen das Foto von Margret, welches auch auf dem Sterbebild abgedruckt war. Schon nach wenigen Minuten hatte sich unter den Gästen die Trauerstimmung verzogen. Es wurde Kaffee getrunken und die ersten Bierchen ausgeteilt. Der Wirt, der schon hunderte derlei Veranstaltungen mitgemacht hatte, dachte bei sich selbst: »Das wird wieder mal eine Trauerfeier, die lustiger ist als so manche Hochzeit.«

Als Margret noch lebte, hatte sie gegenüber Doris oft beim Thema ›Tod‹ angedeutet, dass sie wünsche, dass bei ihrer Beerdigung einmal Lüngerl serviert würde. Lüngerl, oder jenseits des Weißwurstäquators besser als ›Saure Lunge‹ bekannt, war früher das Standardessen beim Leichenschmaus. Heutzutage wurde bei Beerdigungen diese Traditionsmahlzeit zumeist durch Schnitzel mit Pommes oder Schweinebraten ersetzt. Doris kannte jedoch den Wunsch ihrer Tante und sie respektierte diesen selbstverständlich. Sie selbst hatte zwar wenig Freude an der dunkelbraunen Brühe; sie schmeckte ihr einfach nicht. Darüber hinaus war die Konsistenz dieser fragwürdig aussehenden Speise schon mehr als gewöhnungsbedürftig. Sie erinnerte sich an ihre Kindheitstage, als sie von ihren Eltern zu Beerdigungen mitgenommen wurde und diese ihr sagten, dass man anschließend noch zur ›Totensuppe‹ gehen würde. Als sie dann als 6-Jährige das erste Mal ein Teller voll Lüngerl sah und diese suppenähnliche Substanz mit undefinierbaren Flocken drinnen wahrnahm, assoziierte sie dieses gleich mit dem Begriff ›Totensuppe‹. Seit diesem Tag an war sie bis in die Pubertät hinein der Meinung, dass hier aus den körperlichen Resten der Verstorbenen noch einmal ein letztes Mahl zubereitet wurde. Diese Vorstellung wurde in ihrer kindlichen Phantasie noch bestärkt mit dem selbst ausgedachten Erklärungsversuch, irgendwie müssten die Toten ja auch verwertet werden.

Heute musste sie freilich über derartige kindliche Vorstellungen schmunzeln. Die Kindheitserinnerungen kehrten aber beim Blick in den Teller zurück und sie begnügte sich damit,

mit einer trockenen Semmel, die als Beilage in einem Körbchen aufgestellt waren, den größten Hunger zu stillen.

Prinzipiell war Doris jetzt, da die Beerdigung vorüber war und das Grab momentan bereits wieder vom Bestatter zugeschüttet werden würde, ein kleiner Stein vom Herzen gefallen. Sie war froh, dass jetzt der Weg zurück in die Normalität wieder geebnet sein würde.

Prinzipiell.

Prinzipiell, wenn sie nicht gewusst hätte, dass noch eine Begegnung bevorstand, von der sie seit fünf Jahren wusste, dass sie irgendwann kommen würde, aber stets hoffte, dass ihr der Moment erspart bliebe. Und tatsächlich sah sie aus dem Augenwinkel die schwarzhaarige Frau am Nebentisch sich erheben. Sie spürte, wie die schwarz gekleidete Dame von hinten an ihre rechte Seite kam. Doris schluckte einmal tief, als sie sich umdrehte, dabei in das diabolische Lächeln sah und die Worte vernahm: »Hallo Schwesterchen, lange nicht gesehen!«

Norbert Weininger saß ebenfalls bei der Trauerfeier. Einerseits hatte er sich dazu aus persönlichen Gründen verpflichtet gefühlt. Andererseits war er ein Einwohner der alten Garde in der Kleinstadt, der fast jeden namentlich kannte, vor allem die älteren Bürger. Und so schlitzohrig und rücksichtslos er in beruflicher Hinsicht auch manchmal war, im privaten Bereich war er doch noch mit einem samtene Kern versehen, der von seiner rauen Schale unangetastet geblieben war. Besonders bei Trauerfeiern war er, wenn möglich, vertreten. Zu seiner Frau sagte er des Öfteren: »Wenn ich bei niemandem auf die Beerdigung gehe, dann geht bei mir auch irgendwann mal keiner.« Außerdem ergab sich bei den anschließenden »Feierlichkeiten« – es hieß ja schließlich »Trauer-*feier*« immer wieder ein interessantes Gespräch mit alten Weggefährten oder auch wildfremden Personen, was er sehr schätzte. Als Geschäftsmann schadete es auch nicht, sich visuell bei den Einheimischen ab und zu ins Gedächtnis zu rufen, obwohl hier normalerweise nicht die Klientel vorhanden war, die ihm direkt geschäftliche Aufträge beschere würde.

Heute war er aber definitiv rein aus privatem Interesse hier, wollte er doch Margret, die er seit seiner Jugend kannte, das letzte Geleit geben. Bis vor zehn Jahren war sie seine Nachbarin in der Kleinstadt, ehe sie ausgezogen war, um in eine kleinere Wohnung zu ziehen. Das große Stadthaus war ihr damals nach eigenen Angaben einfach zu groß geworden. Sie wollte ihren Lebensabend in einer kuscheligen kleinen Wohnung verbringen. Außerdem konnte sie nicht mehr die Kraft aufbringen, um das große Haus allein zu bewirtschaften. Somit hatte sie sich damals entschlossen, ihr Stadthaus zu vermieten und mit den Mieteinnahmen die kleine Mietwohnung zu finanzieren. Hierbei waren ihr unter dem Strich laut eigenen Angaben sogar noch ein paar Euro an Überschuss geblieben. Weininger war sich sicher: Hätte er damals die Dame darum gebeten, ihm das Haus zu

verkaufen, so wäre das ohne Probleme über die Bühne gegangen. Damals hatte er aber keinerlei Interesse an dem Haus gehabt, da zu diesem Zeitpunkt nicht absehbar war, dass sein Unternehmen noch weiter wachsen würde. Heute wertete er dieses als eines der größten Versäumnisse seiner Karriere.

Ein paar Wochen später wäre es dann ohnehin zu spät gewesen, da bereits Mieter in das Haus eingezogen waren. Er hörte irgendwann damit auf, zu zählen, wie viele Mieter das alte Stadthaus seit Margrets Auszug gesehen hatte. Kaum eine Mietpartei ist länger als sechs Monate geblieben, da das Haus einfach generalsaniert werden musste. Rein energetisch war der alte Steinklotz ein Super-GAU, Schimmelbildung und undichte Fenster taten ihr Übriges, um alle Mietparteien wieder zu verprellen. Der letzte Mieter hatte das Domizil mit der Begründung verlassen, die Wohnung sei so feucht und so zugig, dass man bei starkem Wind einen Segelschein brauche, sobald man ein Handtuch in die Luft hielt.

Nun musste er also künftig mit diesem jungen Ding verhandeln, um schnellstmöglich an die Immobilie zu kommen. Während der ganzen Totensuppe überlegte er, ihr gleich hier ein Angebot zu unterbreiten, bei dem er natürlich wie üblich etwas Spielraum zum Feilschen gelassen hätte. Am Anfang des Leichenmahls wollte er die kleine Nichte Margrets aus Pietätsgründen nicht ansprechen und nun war plötzlich keine Gelegenheit mehr dazu, da diese schon seit geraumer Zeit zwei Tische weiter mit einer anderen Dame sprach, die er nicht zuordnen konnte.

»Wer ist denn die Schwarzhaarige neben der Nichte der verstorbenen Frau Michelsen?«, flüsterte er dem Pfarrer zu, welcher samt Ministranten wie so oft auch heute zum Leichenschmaus geladen war und wie gewohnt im Kreise der wenigen Kleinstadthonorationen wie Herrn Weininger saß.

»Kennst du die nicht mehr?«, antwortete der Priester überrascht. »Die hat sich zwar ein wenig verändert, aber das ist immer noch Brigitte, die Schwester von Doris Eichberg.«

»Die Schwester... die hätte ich nicht wieder erkannt«, stammelte Weininger verlegen.

Plötzlich arbeiteten tausende Synapsen in seinem Gehirn im Akkord.

»Die Schwester«, dachte er, »...die hatte ich ja ganz von meinem Radarschirm verbannt. Hoffentlich macht das mein Geschäft nicht unnötig kompliziert, wenn es noch eine zweite Miterbin gibt.«

Das Gespräch zwischen Doris und ihrer Schwester Brigitte verlief sehr oberflächlich und auf Basis von Smalltalk.

»Schön, dass du gekommen bist«, begann Doris die Unterhaltung, um von vornherein auf Deeskalation zu setzen.

»Ist ja eine Selbstverständlichkeit, die eigene Tante auf dem letzten Weg zu begleiten. Ich hätte es zwar fast nicht mehr geschafft, weil die Bahn Verspätung hatte, aber es hat Gott sei Dank doch noch geklappt. Danke, dass du mich überhaupt über ihren Tod informiert hast.«

»Danke lieber Gregor. Er hat mich dazu überredet, dir eine Nachricht zu senden. Er war es, der dachte, dass sich das so gehören würde. Bist du heute erst angereist?«

»Ja, normalerweise wäre der Zug um kurz vor halb eins am Bahnhof angekommen, wegen Verspätung wurde es nach 13 Uhr. Dann noch mit dem Taxi hierher, da war 14 Uhr ganz schön knapp, aber finally hat es doch noch geklappt.«

»Finally« – das war typisch für ihre Schwester. Sie war schon als Teenager der Meinung, durch Anglizismen wichtiger und intellektueller zu klingen als sie es in Wirklichkeit war. Fast fünf Jahre lang hatten die beiden kein Wort mehr miteinander kommuniziert und jetzt war der Anfang gemacht, dieses Zerwürfnis ad acta zu legen und eventuell zurück zu normalen Umgangsformen zu finden. Dass es nie wieder wie früher werden würde, war beiden Schwestern klar. Zu viel war damals geschehen und beide hatten im Streit Dinge gesagt, die sie bald darauf bereut hatten.

Die Schwestern waren bereits im Kindesalter von so unterschiedlicher Natur gewesen, wie Geschwister es nur sein konnten. Trotzdem verstanden sie sich stets hervorragend während ihrer wohlbehüteten Kindheit.

Dann kam der Tag, der beiden ihre Jugend und ihre Unbeschwertheit nahm: Die Eltern starben bei einem grausamen Autounfall auf der A3. Die damals knapp 27-jährige Doris und

ihre zwei Jahre ältere Schwester erlebten die Tage der Trauer wie in Trance. Sie lebten, als ob alles um sie herum vorbeirauscht und nahmen ihre Umwelt, ihr Tun und ihr Dasein wie im Delirium wahr. Dennoch konnten sie sich jetzt – sieben Jahre später – noch an viele Details dieses dunklen Lebensabschnittes erinnern. Doch auch die Trauer ließ Stück für Stück nach und schon bald schoben sich die materiellen und praktischen Dinge in den Vordergrund. Leider erwies sich ihre Schwester in dieser Phase als äußerst habgieriger Aasgeier und legte Charakterzüge an den Tag, die Doris an ihr bis dato noch nicht gekannt hatte. Plötzlich war – wahrscheinlich auch getrieben durch ihren Ehemann Werner – ihr Egoismus und Gewinnmaximierungswille Ziel und Zentrum ihres ganzen Handelns. Brigitte hatte jung geheiratet und lebte damals schon mit ihrem Mann in Köln. Doris war vor diesem Hintergrund stillschweigend davon ausgegangen, dass es nun an ihr hing, das Elternhaus in der niederbayerischen Heimat zu übernehmen und weiter zu bewirtschaften. Dies wäre für eine alleinstehende junge Frau sowieso eine Mammutaufgabe gewesen, zumal das Haus noch nicht ganz schuldenfrei war. Ihre Schwester Brigitte bestand aber hartnäckig darauf, das ihr rechtlich zustehende Erbe zu erhalten und forderte Doris dazu auf, ihr ihre Hälfte auszuzahlen, wozu diese aber finanziell überhaupt nicht imstande war. So endete dieser Zwist leider in einem ewigen Streit, den Brigitte kurz entschlossen ihrem Anwalt übertrug, was Doris ihrerseits aufs äußerste missbilligte. Schlussendlich war die Quintessenz, dass das Haus verkauft werden musste und der Reinerlös unter den beiden Schwestern aufgeteilt worden war. Doris brach der Verlust des Hauses ihr Herz, weil sie wusste, dass das kleine Einfamilienhaus der Lebensinhalt ihrer Eltern gewesen war. Eigentlich wollte sie dieses Lebenswerk weiterführen und im Sinne von Papa und Mama vollenden.

Seit diesen Tagen war kommunikative Eiszeit zwischen den beiden Schwestern angebrochen und beide hatten zu viel Stolz, die Initiative zu ergreifen, um dieses Schweigen zu brechen.

Zeit heilt zwar bekanntlich alle Wunden, ein paar Narben bleiben dennoch stets zurück. Doris kaufte sich vom Verkaufserlös des Hauses eine kleine Eigentumswohnung, die für

ihre Ansprüche vollkommen ausreichend war und lernte dann erst mit Gregor wieder, einem Menschen zu vertrauen. Irgendwann würde sie die Eigentumswohnung sicherlich wieder verkaufen, mit Gregor in ein kleines Häuschen ziehen und mit ein oder zwei Kindern das Familienleben genießen.

Doch das war Zukunftsmusik. Momentan hatte Doris noch so viel Spaß an ihrer Arbeit, dass sie über berufliches Kürzertreten zugunsten einer Familie nicht ernsthaft nachdachte.

Was Brigitte mit dem Geld angestellt hatte, das sie aus dem Verkauf erhalten hatte, wusste Doris aufgrund des zwischenmenschlichen Stummfilms, der zwischen den beiden Schwestern seit fünf Jahren ablief, nicht. Im Prinzip war ihr das auch egal. »Bestimmt hat sie es für überteuerte Wellnessanwendungen, schnieke Handtaschen und potthässliche Schuhe verbubelt«, hatte sie einmal gegenüber ihrer Arbeitskollegin und Freundin Elvira in einer Unterhaltung erwähnt. Sie war aber mit ihr dann dahingehend übereingekommen, dass das Thema nicht mehr aufgegriffen werden soll, da es zu viele negative Gefühle in ihr aufwirbelte.

Und nun, nach so vielen Jahren, war also der erste Schritt für einen Neuanfang gemacht und durch Smalltalk die oberste Schicht des Eisberges wieder abgekratzt, der sich zwischen sie und Brigitte gestellt hatte. Nach einer halben Stunde der Unterhaltung mit unverfänglichen Themen erhob sich Brigitte langsam wieder aus dem hart gepolsterten hölzernen Wirtshausstuhl.

»Dann sind wir mal gespannt, was uns die nette Erbtante alles vermacht hat«, schloss Brigitte das Gespräch.

Doris lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Hatte ihre Schwester gerade noch den Eindruck erweckt, sie könne auch Unterhaltungen belangloser Art führen und wäre an einer Aussöhnung interessiert, war dieser von einem Satz auf den anderen erloschen. Scheinbar hatte sie sich innerhalb der letzten Jahre in keinsten Weise verändert.

»Ich weiß nicht, ob du etwas zu erwarten hast«, antwortete Doris ruhig, obwohl es innerlich in ihr brodelte. »Soviel ich weiß,

hat Tante Margret ein Testament gemacht, in dem ich als Alleinerbin eingesetzt bin.«

Ganz langsam schlich nun plötzlich wieder das diabolische Grinsen auf die Lippen Brigittes, das sie noch von damals kannte. Doris' Pulsschlag war am Explodieren, als ihre Blutsverwandte mit theatralischer Stimme und hochgezogenen Augenbrauen antwortete: »Bist du dir da **so** sicher?«

Es ist eigentlich erschreckend, wie schnell nach dem Tod eines geliebten Menschen wieder alltägliche Tätigkeiten und Routine einkehren, die der Trauer ihre übermächtige Kraft nehmen. Bereits am Tage nach der Beerdigung kam der Vermieter von Margret auf Doris zu, um ihr mitzuteilen, dass bereits ein potenzieller Nachmieter für die Wohnung ihrer Tante gefunden wäre. Sie solle bis Ende März die Wohnung räumen, damit der neue Mieter einziehen könnte. Andernfalls müsse sie für das komplette zweite Quartal die Miete bezahlen. So schwer es Doris auch fiel, sie musste nun in das Domizil ihrer Tante, um deren Habseligkeiten zu entrümpeln. Außerdem musste sie das Testament ausfindig machen. Margret hatte ihr zu Lebzeiten schon den Aufbewahrungsort des Testaments gezeigt. Doris war gleich nach dem Tod Margrets in die Wohnung, da sie das Familienstammbuch der Verblichenen brauchte, um die Formalitäten zu erledigen. Und direkt neben dem Stammbuch hatte Margret in einem Kuvert stets ihr Testament verwahrt, damit alles zusammen ist für den Fall der Fälle, wie ihre Tante zu sagen pflegte.

Gregor fuhr heute mit ihr hierher zu Margrets Wohnung, um die Entrümpelung und Wohnungsauflösung innerhalb eines Wochenendes über die Bühne gehen zu lassen. Dankenswerterweise hatten sich auch Elvira und Christian bereit erklärt, ihnen bei dieser eher unangenehmen Aufgabe zu helfen.

Die vier Freunde trafen sich kurz nach Sonnenaufgang vor der Wohnung und waren voller Tatendrang:

»Du weißt schon, was du von mir verlangst, am Wochenende mitten in der Nacht aufzustehen?«, scherzte Elvira mit Blick auf die Uhr, als sie die Autotür öffnete.

»Du wirst es überstehen«, entgegnete ihr Doris, »außerdem: Für eine Tasse abgestandenen Thermoskannenkaffee tust du doch fast alles, oder?« Sie zeigte dabei mit einem Augenzwinkern auf

den Korb, in dem sie nach Rotkäppchen-Manier Kaffee und Kekse mitgebracht hatte.

»Zwing mich mit deiner Plörre nicht dazu, wieder umzukehren und ins Bett zurückzukriechen!«

Nun fuhr auch Elviras Freund Christian vor, der separat mit einem Auto kam und einen kleinen Autoanhänger an seinen fahrbaren Untersatz angehängt hatte. Sicherlich müsste ein paar Mal der in der Nähe liegende Recyclinghof aufgesucht werden, um die Überreste des vergangenen menschlichen Daseins zu entsorgen. Der lange Anhänger würde diese Aufgabe zweifellos wesentlich erleichtern.

Doris holte tief Luft und steckte den Schlüssel in die Wohnungstür.

»Ist nicht einfach für dich, oder?«, fragte Gregor.

»Geht schon!«, war die knappe Antwort und dann betrat das Quartett die kleine Wohnung.

Im ersten Moment kamen ihr die Räumlichkeiten so vertraut vor wie eh und je, auf den zweiten Blick war nun aber doch alles anders. Die Abwesenheit der sonst so vertrauten Person in diesen Gemäuern machte die Wohnung selbst etwas fremdartig.

»Wo legen wir los?«, fragte Elvira.

»Ich würde sagen, Christian und ich packen uns gleich die sperrigen Sachen wie Couch, Wohnzimmermisch und so weiter und verfrachten sie zum Recyclinghof. Ihr beide räumt im Schlafzimmer mal die Schränke mit Wäsche und in der Küche das Geschirr aus.«

Gregor läutete mit diesen Worten das große Reinemachen ein und stellte seine Führungsqualitäten als Leithammel einer kleinen Gruppe unter Beweis. Keiner hatte etwas gegen diese Aufteilung und so wurde begonnen, die vorerst letzten Schritte in Sachen Abschied von Margret zu tätigen. Zum Glück war der Hausstand der Verstorbenen nicht allzu üppig, sodass man bald die ersten Fortschritte der Entrümpelungs-Task-Force sah. Unterbrochen von einer kleinen Stehpizza, welche die Männer von einer Fahrt zurück vom Recyclinghof mitgenommen hatten, verlief der Tag äußerst arbeitsreich und gegen Nachmittag war dann schon ein Licht am Ende des Tunnels zu verzeichnen. Schlafzimmer und

Küche entrümpelt, ein paar mittlerweile verfaulte Tomaten, die dort noch lagen, entsorgt. Doris hatte den Kühlschrank leer geräumt, den Stromstecker abgezogen und mit offener Türe stehen lassen, um eine unangenehme Geruchsbildung zu vermeiden. Die Küche selbst brauchte Gott sei Dank nicht abgebaut werden, da der Nachmieter diese, so wie sie eingebaut war, übernehmen wollte.

Nun war nur noch das Wohnzimmerregal zu entrümpeln. Während Christian und Elvira schon mit den Putzarbeiten begannen, machten sich Gregor und Doris ans Werk, die paar Bücher und Aktenordner, die hier standen, im Grobdurchlauf zu sichten. Sie nahmen das eine oder andere Dokument heraus, da sie auf manche noch zu erledigende Tätigkeiten, wie zum Beispiel dem Kündigen der Fernsehzeitschrift oder der örtlichen Tageszeitung, erst jetzt stießen. Der Großteil der Ordner und Unterlagen fiel in einen Karton für den Recyclinghof, einige wenige Ordner mit wichtigen Dokumenten und Schriftstücken wurden in einen Wäschekorb gelegt. Diese wollte Doris mit zu sich nach Hause nehmen und dort später noch in aller Ruhe durchforsten.

Irgendwann war auch dieser Schritt geschafft, als Gregor merkte, wie Doris in den Kartons, die zur Entsorgung bereitstanden, umherwühlte.

»Suchst du was?«

»Sag mal, ist dir das Testament untergekommen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Wir haben uns doch jedes Stück Papier angesehen.«

»Es war in einem braunen A4-Kuvert drinnen, auf dem mit Filzschreiber groß ›Testament‹ vermerkt war.«

»Ist mir nicht untergekommen«, war die knappe Antwort.

»Christian, Elvira, habt ihr zufällig ein Kuvert entsorgt?«

»Vom Schreibkram haben wir nichts angerührt«, antwortete Elvira.

»Das gibt's doch nicht, ich bin mir sicher, dass da ein Testament war, als ich das Familienstammbuch vor zwei Wochen geholt hab.«

Zu dem Zeitpunkt, als sie das Stammbuch holte, hatte sie keine Augen für das Testament, es war zu diesem Zeitpunkt schlichtweg unwichtig. Erst in den letzten Tagen hatte sie immer mehr bemerkt, dass dieses Dokument wohl vonnöten sein würde. Zuletzt hätte sie es dringend gebraucht, als sie die Beerdigungskosten vom Nachlasskonto ihrer Tante überweisen wollte. Die Bank wollte die Überweisung nicht tätigen und es gab darüber einen heftigen Diskurs, da Doris der Annahme war, dass das Kreditinstitut dazu verpflichtet sei, Kosten für die Bestattung zu begleichen. Über die Gründe der Nichtausführung machte der Bankangestellte dann jedoch unter Berufung auf das Bankgeheimnis keine Angaben. Nach diesem Vorfall war ihr klar geworden, dass das Testament die derzeit einzige Möglichkeit war, sich als Margrets Erbin zu legitimieren. Und jetzt schien dieses Testament wie vom Erdboden verschluckt.

Aber der fehlende Letzte Wille ihrer Tante war nicht die alleinige Unregelmäßigkeit, die Doris beim Räumen der Wohnung auffiel. Da war noch etwas anderes, das sie sehr verwirrte. Zu diesem Zeitpunkt konnte sie sich aber noch keinen Reim darauf bilden. Sie war sich auch nicht sicher und begann fast, am eigenen Verstand zu zweifeln. Aber etwas an dem heute ausgeräumten Inhalt des Kühlschranks stimmte nicht und war äußerst merkwürdig.

»Komm, jetzt mach schon, du kannst nicht ewig sinnieren«, rief Elvira ihrer Freundin zu. »Jetzt pack wieder mit an, wir wollen hier fertig werden.«

Der Rest der Wohnung war relativ schnell leer geräumt. Die Putzorgie am Schluss verlieh den Gemächern noch einmal einen letzten Glanz und es lag ein Duft in der Luft, der irgendwo zwischen Dorfrühling und Desinfektionsmittel einzuordnen war.

Schon bald standen die vier Freunde in einer Ecke der Wohnung und warteten auf den Vermieter zur Wohnungsabnahme wie kleine Kinder auf den Nikolausbesuch.

Die Wohnungsübergabe war dann reine Formsache. Der Vermieter war um 19.00 Uhr wie abgemacht vor Ort, um sich vom ordnungsgemäßen Zustand seines Mietobjekts zu überzeugen. Wie erwartet gab es keine Komplikationen. Die Schlüssel wurden dem Hausherrn übergeben, dieser sperrte ab und nun standen die vier vor verschlossener Tür auf der Straße.

Keiner wusste jetzt so recht, was er sagen sollte. Doris war die letzten Stunden sehr ruhig geworden. Von ihrem Tatendrang, den sie noch in den Morgenstunden an den Tag gelegt hatte, war nichts mehr geblieben und diese Stimmung schlug sich scheinbar auf alle nieder.

»Wollen wir nach dem Duschen noch was essen gehen?«, beendete Elvira die Stille

»Nein Danke, ich hab heute keinen Bock mehr!«, erwiderte Doris sofort.

»Natürlich treffen wir uns nachher noch beim Griechen. Ihr seid selbstverständlich eingeladen«, widersprach Gregor und warf seiner Partnerin einen sehr bestimmenden Blick zu, der eine Widerrede instinktiv im Keim ersticken ließ. »Passt euch halb neun?«

»Halb neun ist in Ordnung«, sagte Christian und auch Elvira nickte still als Bestätigung.

»Dann bis später«, schallte es noch aus dem Auto, ehe der Motor aufheulte und die beiden Helfer samt Anhänger von dannen fuhren.

»Sag mal, geht's noch?«, schnauzte Doris ihren Freund sofort an. »Ich will heute nicht mehr ausgehen und ich glaube, ich hab das auch laut und deutlich gesagt, oder etwa nicht? Wie kannst du das einfach über meinen Kopf hinweg entscheiden?«

»Jetzt pass mal gut auf. Deine Trauer in allen Ehren. Aber Christian und Elvira haben heute den ganzen Tag geopfert, um uns zu helfen. Christian hat den Anhänger zur Verfügung gestellt und die beiden haben geschuftet bis zum Umfallen. Das Mindeste, was man ihnen da zum Dank anbieten kann, ist ein Abendessen.«

»Du hast ja prinzipiell recht und ich hätte mich mit Sicherheit später noch revanchiert, aber heute bin ich einfach am Boden...«

Gregor erhob nun seine Stimme zu einem etwas lauterem Tonfall:

»Vergiss nicht, dass nicht nur du sondern wir anderen auch gearbeitet haben. Es wird Zeit, dass du deine Rolle als sterbender Schwan wieder mal ablegst und aufhörst, dich in ständigem Selbstmitleid zu suhlen.«

»Sei mir nicht böse, aber mir ist jetzt echt nicht nach Streit zumute. Ich möchte heute einfach nur meine Ruhe haben.«

»Die bekommst du auch. Sei jedoch bitte so nett und erweise Elfie und Chris einen Restfunken an Höflichkeit: Geh mit ihnen essen und zeig ein Minimum an Dankbarkeit.«

Doris wartete ein paar Sekunden, ehe sie Gregor mit vorwurfsvoller Stimme fragte:

»Kannst du dir nur annähernd vorstellen, was in meinem Kopf momentan vorgeht?«

»Ja! Du hast deine Tante verloren, die du gern mochtest.«

»Das ist im Moment überhaupt nicht der springende Punkt.«

»Sondern?« Gregor schaute sie erwartungsvoll an und wartete auf eine Antwort.

»Ich möchte jetzt nicht als habgierig und pietätlos erscheinen, aber kannst du dir den Ärger vorstellen, der uns nun wahrscheinlich bevorsteht?«

»Welchen Ärger?«

»Wenn kein Testament auftaucht, hat Brigitte Anspruch auf die Hälfte des Erbes und du weißt, dass sie darin Meisterin ist, Ärger in die Welt zu setzten.«

»Jetzt warte erst einmal ab. Vielleicht taucht ja in den Aktenordnern, die du im Wäschekorb hast, noch etwas auf.«

»Du willst es anscheinend nicht verstehen, Gregor!«

»Was will ich nicht verstehen?«

»Ich bin mir sicher, dass jemand nach dem Tod von Margret in der Wohnung war. Und diejenige Person hat vermutlich auch das Testament verschwinden lassen.«

Der Abend beim Essen verlief nicht so depressiv und ruhig, wie Gregor schon befürchtet hatte. Nach einem Ouzo zur Begrüßung, einem Bierchen zum Hauptgang und einem weiteren Ouzo zur Verdauung war die Stimmung spürbar wieder in angenehmere Sphären gestiegen. So entschloss sich das Quartett, nach dem Dessert noch auf einen Absacker sitzen zu bleiben und das Ambiente bei leiser griechischen Hintergrundberieselung und netten Plaudereien zu genießen, auch wenn die Alexis Sorbas Melodie mittlerweile zum dritten Mal aus dem Lautsprecher dudelte.

»Du glaubst also, dass ein Testament da war?«, nahm Christian den Faden des zuvor vom Kellner abgewürgten Gesprächs wieder auf.

»Ich glaube nicht nur, ich weiß es sicher. Margret hat es mir gezeigt und offen postiert, damit es im Fall der Fälle griffbereit ist.«

»Warum hat sie es nicht hinterlegt oder ein notarielles Testament getätigt?«

»Was weiß ich: Zu teuer, zu kompliziert, manchmal hatte sie ihre Marotten und war nicht leicht zu durchschauen. Mir war's ja auch relativ egal, was mit dem Testament ist, da ich kein Interesse an dem habe, was sie vererbt. Eigentlich ist es ja nur die alte Bruchbude im Stadtzentrum, aber die ist baufällig und wahrscheinlich nichts wert. Außer Scherereien kannst du da sowieso nicht viel erben. Aber jetzt, wenn kein Testament auffindbar ist, sitzt meine Schwester mit im Boot und ich hab keine Lust, mich mit dieser Zicke über jeden Behördengang zu streiten. Der fällt ja noch ein, dass sie mir wieder mit ihren Anwalt kommt.«

»Was soll sie denn mit dem Anwalt von dir wollen? Du hast schließlich nichts zu befürchten und auch nichts falsch gemacht«, warf Elvira ein.

»Du hast ja keine Ahnung, wie dieser Aasgeier tickt. Wenn Brigitte zum Beispiel erfährt, dass wir heute den gesamten Kleiderschrank von Margret in die Altkleidersammlung gegeben haben, kann sie auf die Idee kommen, dafür von mir einen Ersatz einzuklagen, da wir ja den ganzen Plunder auch auf dem Flohmarkt verkaufen hätten können. Und ich hätte sie als Miterbin eigentlich fragen müssen, ob wir die Kleider wegwerfen dürfen.«

»Das wird sie doch nie im Leben machen.«

»Ich kenne meine Schwester; wenn die nur irgendwo einen Euro wittert, setzt das bei ihr Schlüsselreize in Gang wie die Pawlowsche Hundeglocke.«

»Vielleicht ist das Testament aber auch ganz woanders«, sagte Gregor.

»Und wo? Die Wohnung haben wir entrümpelt und da war nichts. Anderweitig hätte sie kaum eine Möglichkeit gehabt, ihren letzten Willen aufzubewahren.«

»Was ist mit einem Bankschließfach?«, fragte Christian.

»Ist keines vorhanden, da hab ich schon gefragt, auch wenn mir die Bank nur mit Widerwillen diese Information gegeben hat.«

»Und im alten Stadthaus, das ihr gehört?«

»Warum hätte sie das tun sollen? Das wäre vollkommener Blödsinn gewesen. Außerdem bin ich mir sicher, den Umschlag mit dem Testament noch nach ihrem Tod gesehen zu haben, als ich das Familienbuch abgeholt habe«, entgegnete Doris.

Christian ließ nicht locker:

»Und wenn du dich irrst? Wenn das ein anderes Kuvert war? Vielleicht hast du dich getäuscht oder dein Unterbewusstsein hat dir einen kleinen Streich gespielt. In der Situation, in der du dich befunden hast, vermag man Dinge etwas anders zu sehen, als sie in der Realität sind. Es wäre doch zumindest einen Versuch wert, in der alten Bruchbude mal zu schauen. Außerdem: Wenn du die Hütte sowieso erbst, kannst du sie dir ja schon mal von innen ansehen.«

»Vielleicht erbe ich es aber auch nur zur Hälfte, dann müsste Brigitte ebenfalls mit von der Partie sein, wenn wir es

durchstöbern. Die wird sicherlich jetzt nicht noch einmal von Köln wegen so einer Aktion herfahren. Ich möchte diesbezüglich momentan echt keinen Fehler machen.«

Christian schmunzelte:

»Was sie nicht weiß, macht sie nicht heiß. Und wenn wir drei dir beim Durchsuchen helfen, hast du ja ausschließlich vertrauenswürdige Menschen um dich, die niemanden verpetzen würden, der ihnen soeben einen Poseidonteller spendiert hat. Hast du die Schlüssel zu der alten Burg?«

»Ja, hab ich, aber ich weiß nicht...«

Christian, der dem Kellner mit einer Handbewegung gerade signalisierte, dass sie noch zwei Biere möchten, duldete keine Widerrede:

»Wir treffen uns nächsten Samstag um 9 Uhr vor dem alten Haus. Nimm die Schlüssel mit. Wenn was Schriftliches da ist, dann finden wir es auch.«

Der Spaziergang am Rheinufer war Balsam für ihre Seele. Nach den kalten Nächten kamen nun endlich wieder die Frühlingsabende, an denen man etwas flanieren konnte, ohne dass man das Gefühl hatte, zum Schneemann zu mutieren. Ein solcher konnte hier zwar ohnehin nur äußerst selten gebaut werden, dazu waren die Schneemengen in diesen Breitengraden zumeist nicht ausreichend genug. Aber Brigitte schwelgte in ihren Erinnerungen immer noch in den Wintern, die sie in ihrer niederbayerischen Heimat zu Kindes- und Jugendzeiten erleben durfte. Eine meterhohe Schneedecke war in ihrem damaligen Heimatort keine Seltenheit. Viele Kindheitserinnerungen wirken nach all den Jahren natürlich etwas weichgespült und sehr romantisiert. Es gab nüchtern betrachtet vor allem in den Wintern auch Zeiten, wo man die Abgeschiedenheit der niederbayerischen Einöde verflucht hatte. Sie erinnerte sich noch gut an das Weihnachtsfest, als sie drei Tage ohne Strom auskommen mussten, da der Schneedruck Bäume in die Oberleitungen fallen ließ und die Strommasten reihenweise wie Streichhölzer umgeknickt waren. Und so kuschelig man sich ein Weihnachtsfest bei Kerzenschein auch vorstellen mag und man eine eher romantisch verklärte und kitschige Erwartungshaltung in einen stromlosen Heiligabend legt, so vergisst man doch allzu leicht, dass ohne Elektrizität heutzutage rein gar nichts funktioniert. So benötigt die zentrale Ölheizung Strom, auch der Ofen zum Kochen braucht elektrische Energie. Selbst die Wasserversorgung samt Klospülung funktioniert nur, solange Strom vorhanden ist. Zumindest war dies in ihrem Heimatort so, da der Wasserspeicher etwas talabwärts lag, weswegen das Trinkwasser mit einer zentralen Pumpe nach oben befördert werden musste. Stromausfall bedeutete also damals wie heute Kälte und Wassernot. Somit sind drei Tage ohne Strom keine vor Schmalz tiefende Sonntagsabendschnulze, sondern eine Herausforderung und ein wahres Überlebenstraining. Ihre Eltern,

die damals noch lebten, hatten Gott sei Dank im Haus noch einen Holzofen, sodass man zumindest in der guten Stube nicht frieren musste. Das Wasser für die Klospülung wurde aus dem in Ummengen vorhandenen Schnee gewonnen, indem man ihn eimerweise am Kaminofen schmelzen ließ, Trinkwasser gab es aus der Flasche. Spülmaschine, Waschmaschine und andere alltägliche Geräte hatten ausnahmsweise auch einmal ihre wohlverdienten Ferien.

Die drei Tage boten für so manchen Haushalt in den betroffenen Ortschaften massiven sozialen Sprengstoff. Dank ihres damaligen intensiven Zusammenhalts überstand ihre Familie aber auch diese drei Tage ohne größere Reibereien.

Wenn Brigitte heute an diese Zeit zurückdachte, kam ihr das alles vor wie aus einem Dokumentarfilm über die hinterletzten Bergdörfer irgendwo am Ende der Welt. Und doch war es ihre ehemalige Heimat und die Szenerie noch gar nicht so lange her.

Es hatte sie geschmerzt und glücklich gemacht zugleich, als sie vor zwei Wochen diese Heimat wieder besucht hatte, wenngleich der Anlass hierfür kein allzu freudiger gewesen war.

»Willst du einen Kaffee?«

Die Worte ihres Mannes rissen sie aus ihrer Gedankenwelt. Werner war die ganze Zeit an ihrer Seite spaziert und schien ebenfalls gedankenversunken gewesen zu sein. Ihr Blick war immer auf die unzähligen Vorhängeschlösser gerichtet, die Liebespaare hier auf der Hohenzollernbrücke, die sie mittlerweile hinter sich gelassen hatten, als Liebesbeweis angebracht hatten.

»Ja, warum nicht. Denkst du, dass wir schon draußen sitzen können?«

Sie waren hier am Ende der Brücke angelangt und Werner wusste, dass dies ein Lieblingsplatz von Brigitte ist. Und da heute das Schmuddelwetter eine kurze Pause einlegte und mit Sonnenstrahlen nicht geizte, hatte sich am Ufer, das dem Kölner Dom gegenüberlag, schon eine nicht unerhebliche Anzahl von Menschen in den Straßencafés am Rheinufer niedergelassen, um jetzt bei der untergehenden Sonne das Panorama zu genießen.

»Probieren wir es aus. Wenn es zu kalt wird, können wir immer noch reingehen.«

Sie nahmen Platz, bestellten ein »koffeinhaltiges Heißgetränk«, wie Werner es gerne umschrieb und ließen die malerische Kulisse auf sich wirken. Brigitte zuckte ihr Smartphone und schoss damit wie jedes Jahr, seit sie hier wohnte, ein Erinnerungsfoto an den ersten Tag des Jahres, an dem man draußen sitzen konnte.



*Erster
Frühlingsabend
des Jahres
am Rheinufer
mit Werner.*

Die Sonne war mittlerweile verschwunden und es war erstaunlich lau hier am Wasser. Die Lichter der Großstadt spiegelten sich flimmernd in den leichten Wogen des Rheins wider.

»Du bist wieder so ruhig heute. Immer noch sauer, weil ich nicht zur Beerdigung deiner Tante mitgekommen bin?«, eröffnete Werner das Gespräch.

»Nein, das Thema haben wir abgehakt, du wirst deine Gründe gehabt haben – alles gut!«

»Deine Art »Alles Gut« zu betonen sagt mir ironischerweise genau das Gegenteil.«

»Alles gut«, wiederholte Brigitte ihren letzten Satz in derart aggressivem Ton, dass Werner wusste, er solle sich jetzt besser in Schweigen hüllen. So gut kannte er seine Frau mittlerweile. Er war beruflich viel unterwegs und auch an dem Tag der Beerdigung außer Landes. Zwar hätte er seinen Termin an diesem Tag auch absagen können, aber so scharf darauf, in den Bayerischen Wald zu fahren war er sowieso nicht, noch dazu, wenn eine Beerdigung auf der Agenda stand.

Seit ihrem Besuch in Niederbayern war seine Frau nun verändert und äußerst wortkarg. Anfangs hatte er den Verdacht, dass dies an seiner Absenz bei jenem Besuch lag. Er kannte diese Launen von Brigitte. Er pflegte dann zu sagen: »Haben wir mal wieder Buster-Keaton-Stummfilmzeit: Das Bild ist da, aber der Ton fehlt.«

Diesmal war es aber anders, da die Wortkargheit inzwischen drei Wochen andauerte. Irgendetwas bedrückte seine Frau, er konnte es förmlich spüren.

Nach mehreren Minuten des gegenseitigen Schweigens wurde dieses dann durch Brigitte unterbrochen:

»Was würdest du eigentlich von einer Eigentumswohnung halten?«

Werner starrte sie ein paar Sekunden lang an und wusste gar nicht, wie ihm geschah.

»Wie kommst du denn jetzt da drauf? Ich denke, du weißt genau, dass das finanziell nicht möglich ist.«

»Ja – Momentan.«

»Was meinst du mit ›momentan?«

»Ich hab die letzten Wochen lange überlegt. Wenn wir von Tante Margret ein kleines Sümmchen erben würden, könnten wir uns endlich unsere eigenen vier Wände kaufen und wären die Mietausgaben los.«

»Willst du damit behaupten, dass dich deine Tante im Testament bedacht hat, obwohl sie von dir seit Jahren nichts mehr wissen wollte?«

Auch Margret hatte damals natürlich mitbekommen, wie Brigitte mit ihrer Schwester umging und dass das Elternhaus ihretwegen vor die Hunde gegangen ist. Die ruchlose Gier war Margret zutiefst zuwider und sie hatte deswegen den Kontakt mit ihrer zweiten Nichte abgebrochen.

Brigitte überlegte scheinbar kurz, was sie Werner nun antworten sollte. Die Mundwinkel in ihrem Gesicht begannen kurz danach, sich langsam nach oben zu ziehen und wurden dann mit etwas zusammengekniffenen Augen wieder abgebremst, um mit süffisantem Unterton zu säuseln: »Welches Testament?«

Die Fassade des alten Hauses erweckte den Eindruck, als sei gerade ein Drehteam für einen Horrorfilm abgereist und hätte die Kulisse vergessen. Das Gebäude war über die letzten Jahre hinweg zum Schandfleck in der kleinen Innenstadt geworden. Kleine Ausbesserungsarbeiten vermochten zwar an manchen Stellen den Eindruck etwas zu verbessern, alles in allem waren diese halbherzigen Unternehmungen aber Flickschusterei. Seit einem halben Jahr stand die Bruchbude nun leer und hatte keine Mieter mehr gesehen. Die letzten, die hier wohnten, waren ausgezogen, da es ihnen nicht mehr zumutbar erschien, in den feuchten, modrigen und zugigen Gewölben den Lebensmittelpunkt zu haben.

Teilweise verhängten Planen die Fassade, ein paar Schilder mit der Aufschrift »Achtung – Herabfallendes Mauerwerk« taten ihren Dienst, um Passanten oder neugierige Zeitgenossen von den Mauern fernzuhalten. Die Stadtoberen hatten vergeblich versucht, Margret dazu zu bewegen, ihr Eigentum wieder optisch auf Vordermann zu bringen, aber die Dame hatte keine Ambitionen, unnötige Energie in diese Immobilie zu investieren.

Gregor steckte den Schlüssel in die Haustüre, wobei mit ein wenig handwerklichem Können, einem Minimum an krimineller Energie und der notwendigen Übung die Türe wahrscheinlich auch mit einem gebogenen Nagel zu öffnen gewesen wäre.

»Ladies first«, sagte er zu seiner Partnerin und machte einen würdevollen Armschwung, der Elvira und Doris aufforderte, die Ruine zu betreten.

»In einem Roman würde man nun wahrscheinlich lesen, dass die Dielen ächzten«, dachte Gregor bei sich, aber dem war hier nicht so: Nach dem Öffnen der Haustüre bot sich ihnen ein Blick auf einen ca. drei Meter breiten Hausgang, welcher mit wuchtigen überdimensionalen Granitplatten ausgelegt war, die hierzulande »Gredplatten« genannt wurden. Diese waren noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein typisch für Bauernhäuser in dieser

Gegend. Und von diesen massiven Platten, die den Boden bildeten, ächzte natürlich überhaupt nichts.

Es lag ein Hauch von Moder in der Luft und Christian kommentierte die Situation sogleich treffend mit den Worten: »Oh Mann, hier muss mal wieder ordentlich durchgelüftet werden.«

Doris antwortete fast etwas erbost: »Wir waren uns darüber einig, dass wir nichts verändern, also bleiben auch die Fenster zu. Wir sind nur da, um sicherzustellen, dass hier auch wirklich kein Testament ist. Die ganze Idee ist ohnehin absurd genug. Als ob Margret das Testament hier aufbewahrt hätte.«

»Am besten, jeder nimmt sich ein Stockwerk vor«, war der Vorschlag von Gregor, ohne auf die Skepsis seiner Freundin einzugehen. Er schloss hinter sich die Haustüre wieder und verteilte die Aufgaben: »Doris sucht hier, Christian nimmt das Obergeschoss, Elfie das Dachgeschoss und ich nehme den Dachboden.«

»Den Dachboden?«, wiederholte Doris in fast singend nachäffender Form. »Du glaubst ja nicht wirklich, dass Margret das Testament auf dem Dachboden versteckt hat, oder?«

»Wir sollten jede Möglichkeit in Betracht ziehen und sei sie auch noch so abwegig. Vielleicht hat sie ja früher schon mal eins gemacht, als sie noch hier gelebt hat. Selbst wenn es eine uralte Version ihres Testaments ist, wäre es gültig.«

»Wir suchen also nicht nur die Evangelien, sondern auch das Buch Genesis?«, grinste Christian.

»Häh?«

Alle drei schauten ihn fragend an.

»Wir suchen nicht nur das Neue Testament, sondern auch das Alte Testament...Bibel – Evangelien – Neues Testament«, versuchte er, seinen Wortwitz aufzuklären, stieß jedoch damit bei seinen drei Mitstreitern lediglich auf verständnisloses Kopfschütteln.

Somit strömten sie in das alte, modrige Haus aus. Waren die Mauern hier im Erdgeschoss noch aus Naturstein, so fanden Christian, Elvira und Gregor in den beiden darüber liegenden Stockwerken verputzte Mauern aus Ziegel vor. Auch diese hatten

schon bessere Zeiten gesehen, da an einigen Stellen der Putz bereits abbröckelte. Kaum vorstellbar, dass hier bis vor kurzem noch Mieter gewohnt hatten. Als Gregor den ersten Schritt auf die Holzterappe in den Dachboden nahm, begann diese unter seinen 80 kg zu ächzen und er schmunzelte leise, als er bei sich selbst dachte: »Ist also doch wie in einem Gruselroman«. Just in diesem Moment hörte er drei Stockwerke tiefer das Quietschen der Haustüre, die scheinbar geöffnet wurde, gefolgt von einem schrillen Schrei.

- Intermezzo 2 -

Die Hände zitterten, als sie das alte Schriftstück berührten. Wie alt mag es wohl sein? 65 Jahre vielleicht? Sanft und ehrfurchtsvoll streichelten sie darüber. Hat niemand in all den Jahren den Wert erkannt, der darin verborgen war? War keiner auf die Idee gekommen, es zu entschlüsseln und ernst zu nehmen? All das schien schier unvorstellbar. Die Quellenlage war eindeutig und die Artikel im Internet hatten mehrfach die Vermutung nahegelegt, dass es real existieren könnte. Aber dass die Lösung so nahe lag und noch dazu hier in Deutschland, das wäre niemanden auch nur in den kühnsten Träumen eingefallen. Und doch war es wahr: Monate der Recherchen machten sich jetzt endlich bezahlt und das Ziel sollte bald zum Greifen nahe sein.

Nur noch ein paar Details.

Aber der Plan und der Weg dorthin waren nun vorhanden.

Norbert Weininger hatte erst vor fünf Minuten aus seinem Ledersessel heraus die Schatten wahrgenommen. Sein Blick war zwar auf seinen Computerbildschirm fixiert, aber trotzdem nahm er die Bewegung hinter den verstaubten Fenstern des Nachbarhauses wahr. Normalerweise würde er derartige Vorgänge gar nicht registrieren, aber er hatte schon länger auf diesen Moment gewartet. Seine Firma war heute wie jeden Samstag menschenleer. Nur er selbst genoss es, am Samstag zumindest bis zum Mittagessen in seinem Betrieb die Dinge abzuarbeiten, zu denen er während der Woche keine Zeit fand. Samstag war immer sein produktivster Tag und der einzige, an dem mehr weg gearbeitet wurde als neue Arbeit dazukam. Nachdem er bemerkt hatte, dass im Nachbarhaus irgendetwas vor sich ging, hatte er seine Jacke vom Haken genommen, um den dortigen Bewegungen auf den Grund zu gehen.

Nun stand er hier im Flur des alten Gebäudes, dessen Eingangsbereich er gar nicht mehr so verwahrlost in Erinnerung hatte. Er schämte sich fast ein wenig, dass er die Nichte der ehemaligen Besitzerin derart mit seinem Auftreten überrascht hatte, dass sie einen lauten Schrei von sich gab und in halber Schockstarre verweilte.

»Tut mir aufrichtig leid, dass ich Sie so erschreckt habe«, entschuldigte er sich bei Doris.

»Alles klar da unten?«, rief Christian hinunter.

»Ja«, antwortete sie mit leicht angehobener Lautstärke zurück.

»Brauchst du mich?«, schallten Gregors Worte vom Dachboden.

»Nein, alles bestens.«

Allzu sehr schreien brauchte sie nicht, da ihre Stimme in die restlichen Stockwerke aufgrund der alten Bausubstanz und den damit verbundenen akustischen Mängeln ohnehin leicht vordrang.

»Macht nichts, ich war nur in Gedanken. Was machen Sie hier? Sie wissen schon, dass Sie hier Hausverbot haben, oder?«

»Nun ja, das Hausverbot hat Ihre Tante – Gott hab sie selig – ausgesprochen. Eigentlich war es auch kein richtiges Hausverbot, sie wollte lediglich nicht, dass ich mich hier drinnen umsehe. Und nun, da sie nicht mehr unter uns weilt...«

»...denken Sie, dass das Hausverbot hinfällig ist, oder?«, fiel ihm Doris ins Wort. Sie war selbst von sich überrascht, dass Sie so bestimmend gegenüber Herrn Weininger auftrat, da dieser eine angesehene Respektperson war und man derart schroffes Auftreten eher von seiner Seite erwarten würde.

Margret hatte Doris gegenüber bei ihrem letzten Kaffeepausch auch beiläufig erwähnt, dass Weininger Kaufabsichten für das Stadthaus hegte. Die alte Dame war prinzipiell einem Verkauf gar nicht abgeneigt, aber als er sie diesbezüglich fast unter Druck gesetzt hatte, schaltete sie auf stur und ließ ihn noch zappeln.

»Ich lasse mich von niemandem zu etwas zwingen. Der Bonze soll mal ganz brav abwarten und lernen, Geduld zu haben«, hörte sie noch die Worte Margrets.

Weininger war nun beinahe demütig, als er Doris besänftigte:

»Hören Sie zu, Frau Eichberg, ich möchte ein für alle Mal die alte Fehde begraben. Das, was zwischen Ihrer Tante und mir war, sollte mit ihrem Verscheiden begraben sein und nicht zwischen uns beiden stehen.«

»Herr Weininger, meine Tante hat mir nie erzählt, was zu dem Zerwürfnis zwischen Ihnen und ihr geführt hat. Ich habe sie einmal darauf angesprochen, aber sie hat abgeblockt, warum auch immer. Und solange ich nicht weiß, worum es da ging, möchte ich unsere Unterhaltung auf Eis legen.«

»Nun, Frau Eichberg, ich würde Ihnen gerne erklären, was unsere Diskrepanzen auslöste und Sie werden sehen, dass es nicht im Geringsten mit Ihnen oder dem Haus zu tun hat. Ich möchte Sie deshalb zu einem klärenden Gespräch zu mir nach Hause einladen. Selbstverständlich gerne auch mit Ihrem Lebensgefährten. Wären Sie bereit, die Sache gemeinsam aus der

Welt zu schaffen, was vielleicht einen geordneten Umgang zwischen uns ermöglichen könnte?»

Doris zögerte für ein paar Sekunden. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, alle Schritte im Sinne Ihrer Tante zu tätigen. Gleichzeitig war sie aber auch ein Menschentyp, der Streit vermeiden und mit allen Mitmenschen gut auskommen wollte. Gregor warf ihr sogar ab und zu unterschwellig vor, sie sei harmoniesüchtig und nicht konfliktfähig. Es kostete sie einiges an Überwindung, die Entscheidung schnell zu treffen:

»Okay, lassen Sie uns reden. Wann und wo?»

Weininger zückte seinen Terminkalender und blätterte darin.

»Die nächsten zwei Wochen bin ich leider ausgebucht. Was halten Sie von Samstag, 21. April um 18 Uhr zum Abendessen bei mir?« Er teilte ihr noch die genauen Daten seiner Wohnung mit und beschrieb ihr den Weg dorthin, was mit den Worten endete: »...dann immer den Berg hinauf. Am Ende der Straße oben auf dem Berg ist unser Haus. Sie können es nicht verfehlen. Im Umkreis von einem Kilometer steht da sonst überhaupt nichts.«

Sie wusste zwar vom Hörensagen, dass er irgendwo ein paar Kilometer entfernt auf einer Berganhöhe wohnte, aber die genaue Lage war ihr bis dato nicht bekannt gewesen.

Nachdem Doris den Termin und die Adresse in ihrem Smartphone notiert hatte und durch ein kurzes »Passt« bestätigte, drehte sich Herr Weininger langsam in Richtung Tür, musste aber dann fast aus Zwang doch noch mit seinem eigentlichen Begehren auspacken:

»Frau Eichberg, nur noch eine Frage: Wären Sie denn prinzipiell bereit, das Anwesen hier zu verkaufen? Ich möchte Sie nicht drängen, da ich weiß, dass Ihre Tante derartigen Druck auch nicht mochte. Aber wir würden gerne einen Anbau an unser Haus tätigen, und dieses Grundstück hier käme uns da äußerst gelegen. Ich würde auch einen mehr als angemessenen Preis dafür bezahlen.«

Doris atmete tief durch: »Von mir aus können wir über alles reden, aber bis dato steht noch nicht einmal fest, ob ich überhaupt Erbin meiner Tante bin. So wie es aussieht, wird es

wohl eine Erbengemeinschaft gemeinsam mit meiner Schwester werden, und deren Pläne kenne ich leider nicht.«

Hier unter Wasser war überhaupt nichts mehr wichtig. Nur die Atmung und das Bewusstsein, dass alles von dieser abhängt. Auch nach über 200 Tauchgängen hatte nichts an der Faszination gekratzt. Selbst hier, wo sie nur 13 Meter unter der Wasseroberfläche waren, stieg in Christian ein Glücksgefühl auf, welches er Außenstehenden kaum beschreiben konnte. Das alljährliche »Antauchen«, also den Beginn der Tauchsaison, führten die beiden Freunde immer hier in ihrer Heimat durch. Und seit Jahren stets am Freitag, wenn Gregor wieder von seiner Arbeitsstelle im fernen München zurück war.

Der Bayerische Wald ist durchspickt von vielen alten Steinbrüchen, in denen früher Granit abgebaut wurde. Nach deren »Auflassen« sammelte sich dort oft das Grundwasser und bot für die herumliegende Bevölkerung bis in die 90er Jahre hinein ein ideales Paradies zum Schwimmen. Leider führten diverse Unachtsamkeiten der Badegäste und einige wenige Unfälle dazu, dass die Besitzer der alten Steinbrüche die Grundstücke hermetisch abriegelten und einzäunten. Hierdurch gerieten manche dieser Kleinode in der Bevölkerung teilweise sogar in Vergessenheit. Natürlich fanden vor allem Jugendliche oft Mittel und Wege, die Abzäunungen zu übertreten und dort im Sommer nach wie vor ihren Badespaß zu haben. Das Hineinspringen von den umliegenden Plateaus, die durch den Abbau von großen Granitblöcken in unterschiedlichen Höhen zahlreich vorhanden waren, galt bei vielen Pubertierenden als Mutprobe.

Vor allem aber bei den Tauchern waren diese alten Steinbrüche beliebt und für Übungstauchgänge ein absolutes Highlight. Die Steilwände, die über Wasser zu sehen waren, setzten sich unter Wasser in faszinierenden Formen fort und boten während der Tauchgänge eine magische Kulisse. Christian hatte dank guter Geschäftsbeziehungen seiner Autofirma beste Kontakte zu einem Besitzer einzelner Brüche. Dadurch hatte er

von diesem Eigentümer einen Zweitschlüssel für das Einfahrtstor zu einem Steinbruch bekommen und konnte somit hier tauchen, wann immer er wollte. Er und Gregor hätten zwar auch wie die jungen Badegäste über den Absperzzaun klettern können, aber mit 30 kg Tauchausrüstung pro Taucher wäre das kein einfaches Unterfangen gewesen. Sie bevorzugten somit den »halblegalen« Weg mit dem Schlüssel, wenn auch der Besitzer ausdrücklich bemerkte, dass im Falle eines Unfalls er nichts von dem Zweitschlüssel wissen würde. In diesem Jahr machte es die traumhafte Wetterlage schon im April möglich, den ersten Tauchgang hier in den heimatlichen Gewässern zu absolvieren.

Inzwischen waren sie 18 Minuten unter Wasser, was prinzipiell keine lange Zeitspanne beim Tauchen wäre. Das Problem war vielmehr die Wassertemperatur. Auf 13m Tiefe zeigte der Tauchcomputer von Christian 5 Grad Celsius an. Der Neoprenanzug wärmte zwar immens, aber das immer leicht durch den Anzug zirkulierende Wasser hatte den Körper nach nun knapp 20 Minuten doch temperaturtechnisch an seine Grenzen geführt.

Vorsichtig rieb sich Christian mit beiden Händen den jeweils gegenüberliegenden Oberarm unter Wasser und gab damit das Signal an Gregor, dass er friere. Nach drei Jahren gemeinsamen Tauchens verstanden sie sich unter Wasser beinahe blind.

Gregor gab das Zeichen zum Auftauchen und somit ließen beide langsam etwas Luft in ihre Taucherjackets, um den Aufstieg einzuleiten.

Der Steinbruch hier war nicht allzu groß, weshalb sie auch nicht allzu viel Zeit benötigten, um schwimmend an der Oberfläche ans Ufer zurückzukehren.

»Geilllllll«, war das erste Wort von Gregor, als er den Lungenautomaten aus dem Mund nahm.

»...aber kalt«, antwortete Christian.

»Sei nicht so mädchenhaft«, feixte Gregor zurück. Sie legten ihre Tauchflasche samt Jacket ab und stiegen aus dem Neoprenanzug. Obwohl erst der April zu Ende ging, konnte man es hier in der Badehose gut aushalten, da die riesigen Granitflächen von der strahlenden Sonne aufgeheizt waren.

Minutenlang blieben sie mit ausgestreckten Armen und Beinen auf diesen liegen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Der aufgeheizte Granit gab langsam die wohlthuende Wärme an ihre vom Tauchen ausgekühlten Körper ab.

Gregor war es, der dann irgendwann aufstand und Christian brauchte die geschlossenen Augen gar nicht zu öffnen, um zu wissen, was jetzt kommt. Allzu oft hatten sie diese Prozedur schon durchgemacht. Gregor ging zum Auto, öffnete es und holte aus dem Kofferraum zwei mitgebrachte Bierflaschen für die zwei ziemlich besten Freunde. Das »Dekobier«, wie sie es nannten, durfte nach keinem Tauchgang fehlen. Und diesen Moment genossen die beiden jedes Mal, es war ihre Stunde mit Männergesprächen und die war ihnen heilig. Mittlerweile hatten zwar auch ihre Freundinnen den Tauchschein, das Tauchen in den eiskalten Steinbruchgewässern überließen diese jedoch ausschließlich ihren Männern. Die Damen begnügten sich damit, im Urlaub ab und zu im 25 Grad warmen Meer zu tauchen, weswegen sie des Öfteren von den beiden Männern als »Warmtaucher« verspottet wurden.

Christian nahm die Bierflasche und öffnete sie fachmännisch mit einem Feuerzeug.

»Prost – auf einen gelungenen Saisonanfang.«

Der erste Schluck schmeckte wie immer am besten, da der Mund von der trockenen Flaschenluft nach dem Tauchgang extrem ausgetrocknet war. Gregor griff zu seinem Smartphone und knipste ein Foto, um den zauberhaften Moment festzuhalten.



*Antauchen
am 20.4.
mit Christian
in unserem
Lieblingssteinbruch.*

»Hat sich noch was mit dem Testament ergeben?«, eröffnete Christian das Gespräch.

»Leider nein, im Stadthaus warst du ja eh dabei, da war überhaupt nichts dergleichen. Letzte Woche hat Doris noch einmal bei Margrets Hausarzt nachgefragt, ob sie dort was hinterlegt hat. Leider war hier auch Fehlanzeige.«

»Und jetzt?«

»Jetzt wird es sich wohl darauf hinaus laufen, dass die gesetzliche Erbfolge eintritt.«

»Dass praktisch Doris und Brigitte gemeinsam erben.«

»Genau, als Erbengemeinschaft.«

»Scheiße, oder?«, war die knappe Antwort von Christian.

»Kannst du laut sagen.«

»Und das Haus?«

»Das wird wahrscheinlich verkauft werden. Das ist nicht der springende Punkt. Doris hätte es ja sowieso nie und nimmer behalten wollen. Aber wenn ein Testament existiert hätte und Doris somit allein geerbt hätte, wäre die Abwicklung vermutlich relativ schnell über die Bühne gegangen. Der alte Weininger möchte das Objekt lieber heute als morgen kaufen. Und jetzt, da Brigitte mit an Bord ist, wird sich das hinausziehen, weil sie leider hier Gewinnmaximierungsabsichten hat und nicht gleich an den erstbesten Interessenten verkaufen möchte. Ich wäre jetzt ehrlich froh, wenn dieser Themenkomplex »Margret« endlich abgehakt werden könnte. Mir geht das Selbstmitleid und dieses ständige

Gequake über die arme Margret mittlerweile gehörig auf den Senkel.«

Gregor nahm einen weiteren Schluck vom Bier und fuhr fort:

»Weißt du, irgendwann ist nämlich auch mal gut. Ich habe wirklich Verständnis dafür, dass Doris trauert, aber langsam muss sie endlich wieder zurück ins Leben finden. Sie spielt jetzt seit Wochen den sterbenden Schwan und bringt ihren Allerwertesten nicht für die einfachsten Sachen in die Höhe. Den ganzen Abend verbringt sie in irgendwelchen Internetforen und jammert dort darüber, wie schlecht sie es hat. Ich meine, Margret war knapp siebzig. Siebzig ist zwar gewiss noch kein Alter zum Sterben, aber das ist nun mal der Lauf der Zeit. Wenn man in diesem Alter stirbt, kann man der Hebamme keine Schuld mehr geben.«

Christian grinste verschmolzen. Er kannte den Spruch, auch wenn er ihn in diesem Kontext fehl am Platz empfand. Er prostete Gregor in aller Stille zu, um durch das Trinken des nächsten Schluckes eine kurze Pause zu erzeugen und versuchte danach, das Thema zu wechseln.

»Wie sieht's denn bei euch jetzt mit Ägypten aus?«

»Ägypten?«

»Ja, die Tauchsafari.«

»Ach so, die Tauchsafari. Mein Urlaubsantrag ist genehmigt. Von meiner Seite her passt es also. Die Frage ist nur, ob Doris sich bis dahin wieder gefangen hat und mitkommen will.«

»Wenn nicht, dann kommst du halt ohne sie mit«, antwortete Christian.

»Wenn sie bis dahin nicht wieder einsatzfähig ist, wird es keinen weiteren gemeinsamen Urlaub mehr geben.«

»Wie bitte?«

»Du hast schon richtig gehört. Weißt du, jetzt, nachdem ich diese düstere Seite von Doris kennengelernt habe und sie nicht mehr aus ihrem depressiven Loch herausfindet, bin ich am überlegen, ob die Geschichte mit Doris für mich noch Zukunft hat. Ich denke derzeit ernsthaft darüber nach, die Beziehung mit ihr zu beenden.«

Den Kinoabend hatten Brigitte und Werner genossen. Überhaupt war das kulturelle Angebot, welches die Rheinmetropole bot, stets eine Bereicherung für sie und neben Werner der wichtigste Punkt, warum sich Brigitte hier so wohlfühlte. In ihrer alten Heimat war ihrer Meinung nach der einzige kulturelle Höhepunkt im Jahr, wenn die Blaskapelle im Bierzelt den »alten Jäger vom Silbertannenwald« spielte, das Ganze dann noch 12-stimmig, obwohl die Partitur nur vierstimmig war. Und sie war sich stets sicher, dass der Vortrag keine unterschwellige Hommage an Arnold Schönberg sein sollte.

Von daher war sie glücklich, den Absprung aus der für sie beengenden Provinz geschafft zu haben, auch wenn das kostspielige Stadtleben mitunter gewaltig das Portemonnaie auslaugte. Sie griff Werner unter den Arm und säuselte verliebt wie am ersten Tag »Wollen wir noch was trinken gehen?« Werner, der mit seinen 105 Kilo Kampfgewicht normalerweise einem Absacker nie abgeneigt war, verneinte ausnahmsweise. Seit Wochen war das Vertrauensverhältnis zu seiner Frau gestört und dementsprechend mies war seine Stimmung. Er war immer noch sicher, dass sie ihn angelogen hatte. Sie gab zwar an, überhaupt nicht zu wissen, ob ein Testament existiert oder nicht. Glauben konnte er seiner Frau diese Unwissenheit jedoch keineswegs. Inzwischen kannte er sein Gegenstück und merkte an Nichtigkeiten, wann sie es mit der Wahrheit wieder mal nicht so genau nahm. Sie behauptete ständig, rein durch logische Schlussfolgerungen zu der Vermutung und Erkenntnis gelangt zu sein, dass kein letzter Wille ihrer Tante vorhanden sei.

»Wenn es ein Testament gäbe, wäre Doris doch bestimmt Alleinerbin. Und als solche hätte sie das Haus sicherlich schon verkauft und würde nicht immer per App den Kontakt mit mir suchen«, hatte sie ihm erklärt. Mit dieser Beweiskette hoffte sie, ihren Mann zu überzeugen. Nur deshalb sei sie sich sicher, dass

kein Testament existiere und dass sie bald zu einem eventuell nicht unbeträchtlichen Geldbetrag kommen würde.

»Ach komm! Nur kurz auf einen kleinen Cocktail.«

»Ich habe heute echt keine Lust.«

»Du glaubst immer noch, dass ich was von einem Testament weiß und dass ich es verschwinden lassen habe, oder?«

»Ist der Gedanke denn so abwegig?«

»Wann und wie hätte ich das bitte tun sollen? Meine Schwester hat auch schon so eine unterschwellige Andeutung gemacht. Dreht ihr jetzt alle durch?«

Werner blieb stehen und drehte sich frontal ihr zu. Er bäumte sich auf und bot mit seiner Statur in dieser Pose einen wahrlich furchteinflößenden Anblick.

»So, meine Liebe, jetzt ist aber mal Schluss mit deiner Schmierenkomödie. Wie lange willst du mich denn noch zum Narren halten? Denkst du, ich bin total bescheuert?«

»Ich weiß nicht, was du meinst, Werner.«

»Du hast das Zugticket, mit dem du in die niederbayerische Pampa gefahren bist, ja schön brav von unserem gemeinsamen Konto bezahlt. Es hat mich nur einen Anruf bei der Hotline gekostet, um anhand der Ticketnummer herauszufinden, dass das Ticket für Freitag gekauft wurde, dass du also einen Tag vor der Beerdigung nach Bayern gefahren bist. Warum lügst du mich diesbezüglich an?«

Brigitte legte ihre geballten Fäuste demonstrativ in die Beckenmulde.

»Ich glaub's ja nicht, spionierst du mir jetzt schon nach?«

»Du gibst mir auch allen Anlass dazu. Also – kannst du mir das erklären? Warum belügst du mich?«

Brigitte schaute ihrem Mann ein paar Sekunden tief in die Augen und antwortete ruhig: »Ich belüge dich doch nicht. Du fährst ja auch gerne mit der Bahn und weißt genau, dass man mit dem Flex-Preis bis zu zwei Tage später die betreffende Verbindung fahren kann. Du warst in diesen Tagen nicht da, und so habe ich mir das Ticket vorsorglich für Freitag gekauft. Ich wusste noch nicht genau, ob ich bereits am Freitag oder Samstag fahren würde. Genau für diese Fälle gibt es das Flex-Preis-Ticket.

Und durch das Ticket für Freitag war ich auf der sicheren Seite. Ich bin dann aber wirklich erst am Samstag, und zwar früh morgens, gefahren.«

»Du lügst ja schon wieder.«

Werners Stimme wurde fast traurig, so enttäuscht war er über die Unehrlichkeit seiner Frau. »Du hast nämlich eine Kleinigkeit übersehen. Was du sagst, war bis zum letzten Jahr richtig. Seit diesem Jahr kann man aber nur noch am selben Tag mit diesem Ticket fahren und nicht mehr am darauffolgenden. Du bist also definitiv schon am Freitag, dem Tag vor der Beerdigung, in den Bayerischen Wald gefahren.«

»Aber...«, wollte Brigitte einfliegen.

Werner fiel ihr wütend ins Wort:

»Nichts aber ... jetzt rede ich, du hast jetzt mal Sendepause. Und um auf deine Frage von vorhin zu antworten, als du so unschuldig gefragt hast: ›Wann und wie hätte ich das bitte tun sollen?‹ Das ›*Wann*‹ ist jetzt geklärt, die Frage ist für mich nur noch ›*Wie*‹ du es getan hast und vor allem ›*Was*‹.«

- Intermezzo 3 -

Und die Hände, gar nicht träge,
Sägen heimlich mit der Säge,
Ritzersatzel voller Tücke,
In die Bremse eine Lücke.

Unterm Auto, welch Vergehen,
fallen Späne, man kann's sehen.
Plitscheplatsche! Leitung undicht,
wird ein Fall fürs blaue Rundlicht

(Frei nach Wilhelm Busch)

Das Haus der Weiningers lag in einem 8 Kilometer entfernten Dorf. In der ländlichen Gegend, in der man von der Existenz hochtechnologischer Anlagen wie einer Ampel nur vom Fernsehen weiß, ist diese Strecke mit dem Auto locker unter zehn Minuten zu absolvieren. Doris fuhr die einsame Landstraße zu Weiningers Wohnsitz entlang, es dämmerte bereits. Jetzt war dieses Dorf tatsächlich nicht weit von ihrem eigenen Wohnort entfernt, aber sie musste sich eingestehen, hier noch nie gewesen zu sein. Letztendlich hatte sie den Namen des Ortes vorher noch nicht einmal gehört. Die letzten vier Kilometer ging es stetig bergauf, die Ortschaft lag auf dem höchsten Hügel im Gemeindebereich. Mit 800 Metern über Normalnull war die Straße im Winter aufgrund der hier üblichen Schneeverhältnisse wahrscheinlich nur mit Allradantrieb gefahrlos zu befahren.

Die letzten zweihundert Meter führte der Weg nur noch als einspurige Privatstraße zum Anwesen von Herrn Weinger hinauf. Sie stellte das Auto ab, stieg aus und sah, dass ihr Gastgeber sie bereits vor der Haustüre erwartete.

»Guten Abend Frau Eichberg, wollen Sie draußen sitzen oder lieber drinnen?«

Dank dem momentanen Hochdruckgebiet Norbert, welches lustigerweise den gleichen Namen hatte wie ihr heutiger Gastgeber und laut Wetterbericht noch zwei Tage anhalten soll, waren die Temperaturen immer noch bei 20 Grad Celsius. Zumindest zeigte ihr das Thermometer im Auto dies an.

»Guten Abend, Herr Weinger. Wir können gerne draußen sitzen, ich hab eine Jacke mit dabei, falls es zu kühl wird.«

»Meinen Sie das Wetter oder die Unterhaltung?«, feixte Weinger.

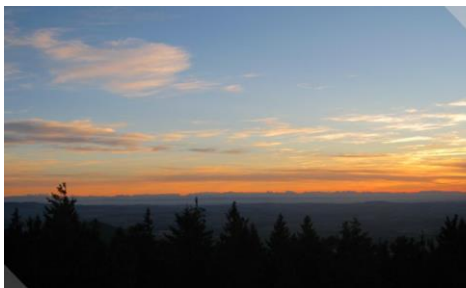
Doris schmunzelte und antwortete »Natürlich das Wetter.« Soviel Humor und Selbstironie hatte sie dem alten Herrn gar nicht zugetraut. Überhaupt wirkte er hier – in seiner für ihn vertrauten Umgebung und in Freizeitkleidung – sehr entspannt.

»Dann gehen wir gleich außen um das Haus herum, ich darf vorausgehen?«, stellte der Hausherr die rhetorische Frage und drehte sich im gleichen Atemzug um, ging um die Hausecke, scheinbar stillschweigend unter der Voraussetzung, dass Doris ihm folgte. Sie bog auch um die Ecke der modernen Villa, betrat die Terrasse des Hauses und es verschlug ihr den Atem. »Wow«, entfuhr es ihr.

»Beeindruckend, nicht wahr?« Der Gastgeber wusste, dass Doris nicht die sehr moderne und üppige Einrichtung auf der halb überdachten Veranda meinte, sondern den grandiosen Ausblick. »Sie haben wirklich einen besonderen Tag erwischt, das Wetter ist heute absolut auf unserer Seite. Ab und zu hängt hier der Nebel, dass man die Hand kaum vor Augen sieht.« Doris stand immer noch mit offenem Mund da. »Ich wusste nicht, dass man von hier aus die Alpen sehen kann.«

»Tja, so wenig wissen die jungen Menschen über ihre Heimat. Die ganze Welt mit dem Flugzeug bereisen, aber vor der eigenen Haustüre die schönsten Schätze nicht kennen. Die Bedingungen für einen so tollen Ausblick sind jedoch wirklich nur ein- oder zweimal im Monat gegeben. Immerhin sind die Alpen von uns ca. 200 Kilometer entfernt.«

»Darf ich ein Foto machen?«, fragte Doris. Ohne die Antwort auch nur ansatzweise abzuwarten, zog sie ihr Smartphone und drückte auf den Auslöser.



*Besuch bei
Weininger
mit Blick
auf die
Berge*

»Ich muss das unbedingt meinem Freund zeigen. Hier oben müssen wir echt mal ein wenig wandern oder spazieren gehen. Das ist ja wirklich ein Bilderbuchpanorama!«

»Wo ist denn Ihr Partner?«

»Ah, ich soll ihn entschuldigen. Er wäre gerne mitgekommen, ist aber leider verhindert«, antwortete Doris. Sie hatte Weininger ja nicht sagen können, dass Gregor auf stur geschaltet hat, nachdem sie ihm mitgeteilt hatte, dass sie nicht zur Tauchsafari nach Ägypten mitfahren wolle. Sie war sich zwar dessen immer noch unsicher, aber das Thema war in einen Streit ausgeartet, wie sie ihn selten zuvor hatten. Sie maß dem jedoch nicht allzu viel Bedeutung bei, da sich Gregor bestimmt wieder beruhigen würde. Somit hatte sich ihr Partner entschlossen, nach München in seine kleine Arbeitswohnung zu fahren, um sich dort in die Arbeit zu stürzen und auf andere Gedanken zu kommen. So hatte er es ihr zumindest gesagt. Ihr war natürlich klar, dass Gregor am Wochenende nicht allzu viel arbeiten würde, sondern sich eher die Stunden mit in ihren Augen sinnloser Computer-Spielerei vertreiben wird. Das war ihr zum jetzigen Zeitpunkt aber vollkommen einerlei.

»Nehmen sie bitte Platz. Ich hoffe, Sie mögen Kalbsbraten; meine Frau macht den besten Kalbsbraten in der westlichen Hemisphäre«, lachte er und wandte ihr den Rücken zu, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Natürlich, sehr gerne«, antwortete Doris und musste aufpassen, dass sie nicht in freudscher Manier sagte »'ne Pizza wäre mir lieber.«

Während Weininger den Weg ins Innere des Hauses aufsuchte, schaute sie sich vorsichtig und schüchtern etwas um. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie sich nicht auf einer reinen Terrasse befand, sondern dies eine Art Wintergarten war, bei dem die Glaswände zur Seite geschoben waren und man so den ungestörten Blick in die freie Natur genießen konnte. Bei niedrigeren Temperaturen hatte man scheinbar die Möglichkeit, diese Glasfront zu schließen, zumindest ließen die in den Granitfließen eingelassenen Führungsschienen dies erahnen. Außerdem waren die Wände rundum eher wie in einem

Wohnzimmer dekoriert und nicht wie auf einer Veranda. An der Wand hingen ein paar Deko-Artikel, die sie dem Aussehen nach nicht Weininger selbst, sondern vielmehr dem Geschmack einer Frau zuschrieb. Dazwischen waren ein paar alte Fotos, die sie musterte.

»Darf ich Ihnen was zu trinken anbieten? Wasser, Cola, Bier, Wein?«, fragte der mittlerweile zurückgekehrte Gastgeber.

»Danke, ein Glas Wasser bitte.«

»Das Essen ist gleich soweit. Meine Frau bringt es dann«, sagte Weininger, als er Doris ein Glas und eine Flasche Wasser vom Beistelltisch reichte, wo ein kleines Sortiment an Getränken bereitstand.

»Haben Sie gleich hergefunden?«, versuchte Weininger, die etwas steife Stimmung zu lockern.

»Ja, kein Problem, aber ich würde es sehr begrüßen, wenn wir gleich unseren kleinen Tagesordnungspunkt abhaken könnten.«

Der alte Herr zierte sich sichtlich etwas. Es lagen mehrere Sekunden der Ruhe in der Luft, bis er begann:

»Nun ja, es ist für mich nicht ganz einfach. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, stammelte er, als er sich ein Glas Rotwein eingoss und mit gekreuzten Beinen im Stuhl zurücklehnte.

»Ich möchte Sie im Vorfeld darum bitten, dass unser Gespräch absolut vertraulich bleibt und nicht zum Stadtgetratsche wird. Ich würde höchsten Wert drauf legen, die Unterhaltung äußerst diskret zu behandeln.«

Doris antwortete: »Ich verstehe nicht ganz. Wenn mein Partner dabei gewesen wäre, hätte er das Gespräch auch mitgehört.«

»Ihren Partner hätte ich ebenfalls um Diskretion gebeten und bin mir auch sicher, dass Sie beide diese wahren können.«

»Sie haben mein Wort darauf«, sagte Doris, um den Druck, der scheinbar auf ihm lastete, etwas zu mildern.

»Ihre Tante Margret und ich, wir hatten ein eher kompliziertes Verhältnis. Wir kennen uns quasi seit unseren Jugendjahren.«

»Sie sind gleich alt?«, fragte Doris nach.

»Nicht ganz, sie ist – Pardon – sie war drei Jahre älter als ich. Wie dem auch sei, wir wuchsen ja beide fast nebeneinander auf und, nun ja, als wir dann erwachsen wurden, kamen wir uns auch durchaus mal etwas näher.«

»Näher? Was soll ich darunter verstehen?«, fragte Doris nach.

»Wir hatten eine kurze Affäre, aber das ist lange her.«

»Wie lange?«

»Margret war 25 und ich 22.«

»Davon hat sie mir nie erzählt.«

»Ich denke, das hatte seinen Grund. Zum Ersten ist es so, dass es in jener Zeit nicht zum guten Ton gehörte, dass die Frau älter als der Mann war. Weitaus schlimmer war aber, dass...«

Weininger schluckte und zögerte etwas, bevor er fortfuhr:
»...dass diese Affäre nicht ohne Folgen blieb.«

»Was heißt nicht ohne Folgen?«

»Ihre Tante wurde damals von mir schwanger.«

Sie standen in einer kleinen Seitengasse der Kölner Fußgängerzone, die um diese Zeit im Gegensatz zu den hoch frequentierten Hauptachsen fast menschenleer war. Brigitte wischte sich abermals eine Träne aus den Augen. Nie im Leben hätte sie gedacht, dass ihr ansonsten so gutmütiger Mann derart schroff werden konnte. Seine Hand umklammerte fest ihren Oberarm.

»Aua, du tust mir weh«, winselte sie.

»Jetzt rede endlich und lüg mich ja nicht wieder an, sonst kann es sein, dass ich mich vergesse.«

Brigitte brach jetzt in Tränen aus.

Teils aus Schmerz – der Druck von Werners Hand drohte dem Gefühl nach, die Oberarmknochen zu zermalmen.

Teils aus Angst – Noch nie in den Jahren ihrer Ehe hatte sie Werner so aufgebracht und außer Kontrolle gesehen.

Und teils aus Scham – weil sie Werner nun notgedrungen ihre Lüge eingestehen musste.

»Du hast recht, ich bin einen Tag früher mit dem Zug nach Bayern gefahren.«

»Und warum?«

»Warum wohl?« Brigitte wurde jetzt unter Tränen etwas lauter und ihre Stimme eine Tonlage hysterischer. »Glaubst du, ich will für immer in unserer Schuhschachtel wohnen? Meine Tante ist gestorben und die hat gestunken vor lauter Geld. Warum soll Doris, diese Zuckerschneepfe, alles allein erben?«

»Was hast du getan?«, fragte Werner, der plötzlich wesentlich ruhiger wirkte und seinen harten Griff lockerte, als er bemerkte, dass seine Frau mit der Wahrheit ans Tageslicht ging.

»Na ja, du warst an dem besagten Wochenende nicht da und ich hatte sowieso nichts zu tun. Ich dachte mir, es ist doch egal, wenn ich schon Freitag anreise, da es am Samstag zeitlich eher knapp werden könnte. Auf der Zugfahrt überlegte ich zuerst, ob ich abends zu Doris fahren soll, damit ich das Gespräch mit ihr

suche und den ersten Schritt in Richtung Versöhnung mache. Letztendlich entschied ich mich aber dann dagegen. Ich nahm mir dort ein Taxi und fuhr zur Wohnung meiner Tante. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass diese leer ist, ging ich hinein.«

»Woher hattest du den Schlüssel?«

»Das war kein Problem. Seit wir Kinder waren, bewahrte die alte Dame immer einen Reserveschlüssel unter der Blumenkiste am Fensterbrett auf, damals noch in der Stadtwohnung. Alte Menschen ändern ihre Gewohnheiten nie. Und tatsächlich war auch in der Mietwohnung der Schlüssel unter einer Blumenkiste auf dem Fensterbrett. Ich brauchte nicht mal lange zu suchen.«

»Und dann?«

»Der Rest war einfach: Ich bin ins Wohnzimmer. Das Testament war dort, wo es fast alle aufbewahren, nämlich im Wohnzimmerregal beim Familienstammbuch. Ich nahm es, ging raus, sperrte wieder ab, legte den Schlüssel zurück und das war dann auch schon die ganze Geschichte.«

»Sonst hast du nichts aus der Wohnung genommen?«

»Nein, ehrlich nicht. Ich habe ansonsten alles unverändert gelassen und nichts angerührt. Für die eine Nacht habe ich mich dann in eine kleine Ferienwohnung eingemietet. Der Vermieter wollte nicht mal eine Anmeldung von mir. »Nur Bares ist Wahres, meinte er.«

»Und weiter?«

»Was, »und weiter? Nichts weiter!. Am nächsten Tag bin ich zur Beerdigung, zeitlich so, als wäre ich ganz knapp vom Zug gekommen, um keinen Verdacht bei Doris zu erwecken und das war's.«

»Was hast du mit dem Testament gemacht?«

»Zerrissen, was denkst du denn? Die Papierfetzen habe ich zuerst in meiner Handtasche mitgenommen. Später hab ich sie dann nach und nach weggeschmissen. Ein paar auf dem Bahnhof in einen Abfalleimer, ein paar im Café, ein paar im Zug, sodass keiner mehr was findet. Werner, das war der einzige Weg, um mal wieder an einen Batzen Geld zu kommen. Ich habe das Testament vorher gelesen. Wie ich vermutet habe, wäre Doris als

Alleinerbin eingesetzt gewesen und ich hätte mit dem Ofenrohr ins Gebirge schauen können. Auf diese Weise bekommen wir wenigstens die Hälfte des Vermögens meiner Tante.«

»Und das war jetzt die ganze Wahrheit?«

»Ja, ich schwör'!«

Werner schaute sie ein paar Sekunden lang an, ehe er antwortete: »Okay, ich glaub dir. Aber ich warne dich: Lüge mich nie wieder an. Ich will Ehrlichkeit, alles andere ist zweitrangig.« Nach einer kurzen Pause fügte er mit einer Stimme, die plötzlich so ruhig war wie in einem Werbespot für Weichspüler, hinzu:

»Das Thema ist somit abgehakt, begraben wir die Angelegenheit. Jetzt könnten wir meinetwegen noch ins Brauhaus auf ein paar Kölsch gehen.«

Diese Charaktereigenschaft ihres Mannes hatte Brigitte schon oft verwundert und manchmal gar verärgert. Er konnte von einem Moment auf den anderen umschalten und von einem Extrem ins andere fallen.

»Bist du mir nicht böse, weil ich das Testament verschwinden lassen habe?«, fragte Brigitte mit plötzlich verändertem, sehr schmeichelndem Ton. Sie versuchte dabei, ein unschuldiges Lächeln zu fabrizieren und die Stirnmuskel etwas nach oben zu schieben.

»Böse?«, antwortete Werner, »deswegen doch nicht. Ich war sauer, weil du mich angelogen hast. Aber nicht, weil du das Testament verschwinden lassen hast. Im Gegenteil. Ich finde, das war die beste Idee deines Lebens.«

Plötzlich setzte er ein Grinsen auf: »Jetzt müssen wir nur noch überlegen, wie wir schnell an das Erbe kommen, um unsere Schuhschackel, in der wir wohnen, zu vergrößern.«

Doris konnte das soeben Gehörte immer noch nicht fassen. »Sie wollen mir ernsthaft weismachen, dass Sie meine Tante geschwängert haben?«

»Ja«, antwortete Weininger, »leider Gottes. Es war der größte Fehler meines Lebens.«

»Und was ist mit dem Baby...?«, fing Doris den Satz an, den sie jedoch sofort unterbrach, als eine Frau zur Tür herauskam, die scheinbar Weiningers Gattin war und ein Tablett mit drei Tellern trug, auf denen ein Braten mit Tagliatelle zu sehen war.

»Sie brauchen sich nicht zu genieren. Ich und meine Frau haben keine Geheimnisse voreinander. Sie weiß auch über dieses dunkle Kapitel meiner Jugend Bescheid. Ganz im Gegenteil zu Ihrem Onkel.«

»Mein Onkel?«

»Ja, der Mann von Margret.«

»Onkel Manfred ist seit zwölf Jahren tot.«

»Ja, das weiß ich. Ihre Tante ist ein oder zwei Jahre danach auch aus dem alten Stadthaus ausgezogen und hat sich eine kleine Wohnung genommen.«

»Das ist mir bekannt, aber was wollten Sie über meinen Onkel sagen?«

»Nun, wie gesagt, meine Frau weiß über meine Vergangenheit Bescheid. Es war eine Jugendsünde von mir und fand in der Zeit statt, bevor ich sie kennenlernte. Bei Ihrer Tante war das gänzlich anders. Sie war zum Zeitpunkt unserer kleinen Affäre bereits fest mit Ihrem Onkel Manfred liiert und es stand sogar schon ein Hochzeitstermin fest.«

»Wollen Sie mir damit sagen, dass meine Tante Margret ihrem Mann kurz vor der Hochzeit fremdgegangen ist?«

»Genau so war es. Jetzt essen Sie aber etwas vom Braten, ehe er kalt wird.«

Weininger hatte sich ein Stück vom Fleisch abgeschnitten und war eifrig am Schneiden des zweiten Stückes während er noch am ersten kaute.

»Momentan ist mir ehrlich gesagt nicht nach Essen! Sie haben mir immer noch nicht erzählt, was aus dem Kind wurde.«

»Nun, Ihre Tante stand kurz vor der Hochzeit, und bei mir passte ein Kind auch nicht zur damaligen Lebensplanung. In den 70er Jahren war hier in unseren ländlichen Strukturen ein lediges Kind eine unbeschreibliche Schande. Mir wäre beruflich ein Stein in den Weg gelegt worden und Ihre Tante hätte die Hochzeit mit Manfred absagen müssen. Deshalb mussten wir eine Lösung finden. Eine Lösung, um das Problem zu beseitigen.«

»Sie meinen, das Kind wurde abgetrieben?«

Weininger legte für einen Moment das Besteck weg, schluckte und hielt mit dem weiteren Verzehr der Mahlzeit inne.

»Ja, leider. Ich bereue nichts stärker als diesen Schritt. Margret ging notgedrungen zu einem Engelmacher.«

»Engelmacher?«, fragte Doris mit fragend heruntergezogenen Augenbrauen.

»Ja, ein Engelmacher. So nannte man damals Personen, die Schwangerschaftsabbrüche vornahmen. Sie müssen sich vorstellen, wir waren wie gesagt in den 70er Jahren und Abtreibung war ein absolutes Tabuthema. Auf legale Art und Weise war das zu dieser Zeit überhaupt nicht zu bewerkstelligen. Somit haben wir uns an jemanden gewandt, der das preisgünstig, aber leider ohne die notwendige medizinische Ahnung durchführte. Wie dem auch sei, danach gab es bedauerlicherweise Komplikationen.«

»Welche Komplikationen?« Doris hatte das Gefühl, ihr würde der Boden unter den Füßen weggezogen und ihre ganze Welt brach jetzt nach Margrets Tod noch ein weiteres Mal zusammen. Sie wusste aus eigener Erfahrung, dass Margret einige Geheimnisse hatte. Viele Geheimnisse. Große Geheimnisse. Aber konnte sie sich derart in ihr getäuscht haben?

Weininger hielt kurze Zeit inne und überlegte, ehe er fortfuhr:

»Haben Sie sich nie gefragt, warum die Ehe von Margret und Manfred kinderlos geblieben ist?«

»Natürlich, ich hatte sie ja selbst mal gefragt. Sie meinte, dass der Kinderwunsch bei den beiden ganz einfach nicht funktionierte. Sie nannte es Schicksal.«

»Schicksal – das ist auch das, was sie ihrem Mann all die Jahre über erzählte. Der Arme ließ sich sogar beim Urologen auf seine Fruchtbarkeit hin untersuchen, weil Margret sich nicht traute, ihm die Wahrheit zu sagen.«

»Die da wäre?«

»Die Wahrheit ist, dass Margret nach jenem Eingriff keine Kinder mehr bekommen konnte.«

»Und das hat sie die ganze Zeit über vor Onkel Manfred verschwiegen?«, fragte Doris, die sich wünschte, es würde sie jemand kneifen, damit sie aus diesem Traum erwachte.

»Ja, und auch ich habe später lange gehadert, es meiner Frau zu erzählen. Für mich war die Situation nicht ganz so schwierig wie für Ihre Tante, da wir in der glücklichen Lage waren, für die Zukunft an eine Familienplanung zu denken.«

Stille kehrte ein.

»Es tut mir aufrichtig leid, Herr Weininger, wenn ich jetzt ein bisschen durch den Wind bin, aber ich denke, ich muss das alles erst mal verkraften, was Sie mir heute Abend erzählt haben. Sie haben mir aber immer noch nicht erzählt, warum es zu einem so großen Zerwürfnis zwischen Ihnen beiden kam.«

»Tja, dass sich unsere Wege nach dieser Geschichte getrennt haben, dürfte verständlich sein. Nichtsdestotrotz führten wir fortan eine halbwegs normale Nachbarschaft, vermieden jedoch wo es ging einen Kontakt. Man sah sich auf der Straße und grüßte sich gegenseitig, das war aber auch schon alles. So richtig ausgesprochen und verarbeitet hatten wir beide das damalige Geschehen nicht wirklich. Vor zwölf Jahren verstarb dann plötzlich Ihr werter Onkel. Eine kleine Zeit lang blieb Margret noch im alten Haus wohnen. Als ich sie dort nach dem Tod ihres Mannes aufsuchte, um unser Verhältnis nach all den Jahrzehnten wieder auf ein normales Fundament zu stellen, wurde sie sehr ausfallend. Sie gab mir die Schuld an ihrem verlorenen

Kinderwunsch, warf mir vor, sie im Stich gelassen zu haben und wurde fast handgreiflich. Leider verlor auch ich die Beherrschung, wehrte mich und schlug zurück. Wir haben beide überreagiert und die jahrzehntelang angestaute Wut und Enttäuschung herausgelassen. Ich bedauere das heute zutiefst, aber ich konnte es nicht mehr ungeschehen machen. Von diesem Tag an verweigerte Margret mir jeglichen Kontakt. Ich hatte sie noch einmal aufgesucht, um die Hand zur Versöhnung zu reichen, jedoch ohne Erfolg. Vor einigen Monaten hatte ich dann noch ein letztes Mal einen Versuch unternommen, sie zu kontaktieren, auch wenn es dabei nur um Geschäftliches ging.«

»Sie wollten das Haus kaufen?«

»Richtig, so ist es. Leider blockte sie auch hierbei komplett ab und schenkte mir nicht einmal den geringsten Teil ihrer Aufmerksamkeit.«

»Und jetzt wollen Sie, dass ich Ihnen das Haus verkaufe?«

»In erster Linie habe ich Sie heute zu mir eingeladen, um Ihnen Klarheit über die Vergangenheit zu verschaffen. Das war mir ein innerliches Bedürfnis. Jetzt, da Ihre Tante verstorben ist, habe ich keine Scheu mehr davor, zu meinen Fehlern aus vergangenen Zeiten zu stehen. Schließlich bin ich der einzige von den Betroffenen, der noch am Leben ist. Ich möchte mit meinen Ausführungen zeigen, dass ich offen gegenüber Ihnen bin und Sie ebenso Vertrauen in mich haben können. Wenn natürlich das Gespräch dazu führt, dass wir uns bezüglich des Hauses zügig einig werden, so hat dieser Abend den doppelten Erfolg für mich.«

Doris nahm einen Schluck aus dem Wasserglas. In Anbetracht der Tatsachen, die sie in den letzten Minuten gehört hatte, war sie erstaunlich ruhig. Sie führte sich ihre Tante nochmals vor das geistige Auge. Ein wenig konnte sie jetzt verstehen, warum Margret sich etwas von der Außenwelt abgeschottet hatte und so wurde, wie sie zum Schluss war.

Sie saß da und dachte nur nach. Auch wenn sie ein sehr emotionsgesteuerter Mensch war, so hatte sie doch die Fähigkeit, hier zielstrebig und analytisch ihre Gedanken zu sortieren.

»Herr Weininger, ich will ganz offen zu Ihnen sein.«

»Ich bitte darum!«

»Ihre Ausführungen haben mich heute sehr verwirrt. Ich dachte immer, meine Tante zu kennen und ein gutes Verhältnis zu ihr zu haben. Dass sie mir das alles verschwiegen hat...«

»...dürfen Sie ihr im Nachhinein nicht übel nehmen«, fiel ihr Weinger ins Wort.

»Das tue ich auch nicht, sie wird hierfür Gründe gehabt haben. Trotzdem danke ich Ihnen für Ihre Offenheit und den Mut, mir diese Episode aus Ihrer Vergangenheit zu erzählen. Was das Haus betrifft: Ich würde es lieber heute als morgen loswerden, aber leider habe ich eine Erbgemeinschaft mit meiner Schwester in Köln, was das weitere Vorgehen erheblich erschwert. Derzeit können wir überhaupt nichts tun, bevor wir nicht vom Amtsgericht den Erbschein erhalten haben. Ich bin jedoch sicher, dass meine Schwester keinerlei Einwände haben wird, sofern der Preis stimmt. Wir sind wahrscheinlich beide froh, wenn das Haus verkauft ist. So, jetzt widmen wir uns aber dem Braten, bevor er komplett kalt wird.«

Doris legte ein Lächeln auf ihr Gesicht und rieb sich in Vorfreude auf die Mahlzeit die Hände. Trotz der Tatsache, dass das heute Erfahrene merklich ihre Gehirnwindungen in Wallung brachte, legte Doris einen gesegneten Appetit an den Tag. Es schien fast, als hätte sie einen Schalter tief im Innersten umgelegt. Die Geschichte, die sie an diesem Tag erfuhr, gab dem Bild, das sie von Margret hatte, eine neue Facette. Ein Bild, das geprägt war vom bisherigen Wissen über sie. Ein Bild, das sie im Lauf der letzten Jahre permanent revidieren musste.

Ihr wurde in der folgenden Stunde noch die eine oder andere lustige Anekdote aus der Jugend Margrets von Weinger erzählt, ehe es Zeit für den Nachhauseweg wurde. Sie verabschiedete sich noch von ihrem Gastgeber, bedankte sich für das leckere Essen, bestieg das Auto und fuhr langsam los.

Es war mittlerweile stockfinster, als sie den Weg zurück auf die einspurige Nebenstraße einschlug. Das erste Stück den Berg hinunter war ein relativ gerader Straßenabschnitt, aber schon nach 500 Metern kam die erste Kurve, weshalb Doris den rechten

Fuß langsam auf das Bremspedal ihres Autos setzte. Der leichte Druck rührte kein bisschen an.

Automatisch trat sie die Bremse fester durch, aber der Wagen verlangsamte sich nicht, sondern wurde immer schneller und schneller. Wiederholt trat sie das Pedal, das keinerlei Wirkung mehr zeigte. Instinktiv begann sie laut zu schreien. Zwei aus der Gegenrichtung einbiegende Lichtkegel flammten auf und der Gegenverkehr kam auf sie zu, ohne dass sie auch nur ansatzweise die Möglichkeit gehabt hätte, die Fahrt zu verlangsamen. Ihr hysterisches Schreien verstummte gleich nach dem Aufprall.

Die übrig gebliebene Pizza reichte wohl für das nächste Mittagmahl auch noch. Ein Duft von Italien und Urlaub durchzog Dank des Abendessens die Wohnung. Wie so häufig an einem Wochenende hatten sich Christian und Elvira am Samstagabend Pizza nach Hause bringen lassen. Die Auswahl wie in Ballungszentren, wo man sich beinahe jegliche Form von Speisen bei diversesten Anbietern bis zur Türschwelle liefern lassen kann, gab es hier noch nicht. Der Pizzalieferservice war somit die einzige Möglichkeit, Nahrungsaufnahme von Restaurantessen zu betreiben, ohne einen Schritt vor die Haustüre zu setzen.

Da die beiden Freunde des italienischen Essens waren, stellte dieses jedoch keinerlei Einschränkung für sie dar. Christian meinte mal scherzhaft: »Wenn man jede Woche zwischen Pizza und Nudeln wechselt, hat man auch eine ausgewogene Ernährung«. Manchmal gingen sie am Samstagabend zum Essen aus, vor allem wenn Doris und Gregor ihnen Gesellschaft leisteten, aber gekocht wurde Samstag eigentlich nie. Elvira war nicht gerade eine Granate in der Küche. Ihre Fähigkeiten konnte sie mehr in anderen Bereichen des Zusammenlebens unter Beweis stellen. Christian fand aufgrund der Tatsache, dass er selbstständig war, wenig Zeit, um selbst zu kochen. Jedoch wäre dies auch bei genügend Zeit nicht unbedingt seine Kernkompetenz und sein Steckenpferd gewesen. Er verbrachte den Tag wesentlich lieber in seiner Autowerkstatt. Mit sechs angestellten Mechanikern galt seine Firma fast schon als eine lokale Größe. Er liebte seine Arbeit, auch wenn er im Urlaub und am Wochenende immer wieder beruflich aus seiner Freizeit gerissen wurde. Grund dafür war vor allem der Abschleppdienst, den er als zusätzlichen Service seines Betriebs anbot. Dies hatte den Nachteil, dass er zusammen mit zwei seiner Angestellten an Wochenenden einen Bereitschaftsdienst vorhalten musste. Auf der anderen Seite war dies für ihn keinerlei Problem, da er außer

bei seinen Tauchurlaubeu wenig unterwegs war und dieses zweite Standbein durchaus lukrativ war.

»Nächstes Wochenende könnten wir wieder mal griechisch essen gehen. Ich hab schon mit Doris gesprochen, sie und Gregor hätten Zeit«, rief Elvira aus der Küche, während sie die übrig gebliebenen Pizzaresten auf ein Teller umbettete und die Pizzakartons zum Altpapier warf.

»Von mir aus gerne, ich habe aber nächstes Wochenende noch einmal Bereitschaftsdienst. Es kann also sein, dass ich im Extremfall ausrücken muss.«

»Das ist dann das dritte Wochenende hintereinander, dass du Dienst schiebst.«

»Ich weiß, aber ich habe meine Dienste ein wenig getauscht, damit ich drei Wochenende dienstfrei habe, wenn wir nach Ägypten fliegen.«

»Da freu ich mich schon drauf. Hast du daran gedacht, noch die letzte Rate für die Reise zu überweisen?«

»Ja, habe ich«, rief Christian von der Wohnzimmercouch zurück.

Elvira kam aus der Küche zu ihrem Freund, setzte sich neben ihn und legte ihre Hand auf seine Knie.

»Danke, dass du mir die Tauchsafari bezahlst. Ich könnte das derzeit allein finanziell nicht stemmen.«

»Das ist doch gar keine Frage. Als meine Fast-Ehefrau ist es doch eine Selbstverständlichkeit. Geht ja irgendwann sowieso alles aus ein- und demselben Topf. Außerdem kannst du es ja bei mir gerne abarbeiten«, entgegnete er ihr mit süffisanten Unterton.

»Wie denn?«, hauchte ihm Elvira ins Ohr und fuhr sich demonstrativ mit der Zunge lasziv über ihre Oberlippe.

»Ich denke, du wirst da Mittel und Wege finden.«

Elviras Hand glitt langsam von seinem Knie an der Außenseite der Oberschenkel hoch, während sich ihre Augen immer näher kamen, bis sich die sanfte Berührung der Lippen in einen Kuss wandelte. Die Stimmung war dank der leisen Musikberieselung aus dem Radio äußerst stimulierend und Christian freute sich auf das gelungene Ende dieses schönen

Abends. Langsam glitt seine Hand während des Kusses unter die Bluse Elviras, wo er gekonnt mit drei Fingern einer Hand langsam den Verschluss von Elviras BH öffnete. Das war der Moment, in dem er immer froh war um die Gelenkigkeit und Feinmotorik seiner Mechanikerhände.

Langsam und fast in Zeitlupe ließ sich Doris zurück auf die Couch in Rückenlage gleiten ohne vom innigen Kuss mit ihrem Geliebten abzulassen. Sie merkte, wie sich langsam ihr Puls steigerte. Christian streckte seine Arme in die Höhe, um sein T-Shirt abzustreifen und beugte sich über sie. Elviras Hände fuhrn langsam seinen Oberkörper entlang nach oben. Sie liebte diesen Oberkörper, auf den Christian seit jeher gut aufgepasst hatte und den er ständig trainierte. Ihre Hände bewegten sich jetzt wieder zielsicher in die untere Körperhälfte von Christian. Vom Knie langsam aufwärts, dieses Mal an der Innenseite seiner Oberschenkel entlang. Christian begann schneller zu atmen, seine Herzfrequenz steigerte sich. Er schloss die Augen, um sich ganz dem Genuss hinzugeben und in seiner Lendengegend begann es wild zu vibrieren.

Ein Vibrieren, das er nur allzu gut kannte.

Ein Vibrieren, das ihm den Verstand raubte.

Ein Vibrieren, das er durch seinen ganzen Körper fühlte.

Ein Vibrieren, das von einem Handy in seiner Hosentasche kam.

»Sorry, das ist das Diensthandy, das da summt. Da muss ich ran gehen«, säuselte er, während sich sein Mund langsam von Elviras Lippen löste.

»Aber mach schnell, ich warte gleich im Bett auf dich«, flüsterte sie ihm noch lüstern hinterher.

»Huber Autoservice«, meldete er sich am Telefon. »Hm...ok...wo...welches Auto...Bin in 15 Minuten da.« Mehr vernahm Elvira nicht mehr und ihr war klar, dass dies das Ende ihres netten Abends bedeutete.

»Musst du noch weg?«, rief Elvira, die mittlerweile im Schlafzimmer auf dem Bett lag.

»Ja, leider. Die Polizei hat angerufen, ich muss mit dem Abschleppwagen raus. Es gab einen schweren Unfall.«

Die Wand war weiß und bot somit eigentlich wenig Interessantes. Sie starrte trotzdem unentwegt darauf. Das Bett neben ihr war von einer dicklichen älteren Frau belegt, die schwer atmend mit geschlossenen Augen schier regungslos da lag und alle paar Minuten röchelte. Der Fernseher, welcher schwenkbar an der Wand fixiert war, lieferte Bilder, die ihr Gehirn nicht im Geringsten wahrnahm. Der Ton war stumm geschaltet und nur über das telefonartige Lautsprechergerät zu hören, welches vom Triangelgriff herunterhing, aber ebenfalls auf »Off« gestellt war. Fast die ganze Nacht hatte sie hier gelegen und die Wand angestarrt.

»Da haben Sie noch einmal unbeschreibliches Glück gehabt«, hatte die Nachtschwester zu ihr gesagt, nachdem sie eingeliefert wurde. Doris erinnerte sich noch an die letzten Sekunden vor dem Aufprall. Diese Bilder gingen ihr nicht aus dem Kopf, sodass sie kaum eine ruhige Minute zum Schlafen fand. Mittlerweile war es 11 Uhr vormittags und obwohl Sonntag war, hatte sich die Maschinerie des Krankenhauses schnellstens in Bewegung gesetzt und mittlerweile ganze Arbeit geleistet. Sie hatte bereits einen Termin in der Röntgenabteilung hinter sich und so lag sie hier im Bett, den Kopf fixiert durch eine Art Halskrause, die an ihren Schultern angebracht war. Auch wegen diesem unbequemen Utensil wäre Schlafen schwierig gewesen. Ein Klopfen an der Tür riss sie aus ihren Gedanken und ein Blick zum Zimmereingang offenbarte eine Szenerie, in der sich vorsichtig ein Strauß gelber Rosen durch die halb geöffnete Tür schob. Damit wusste sie auch schon, wer hinter den Blumen gleich nachkam. Einer der wenigen Menschen, die wussten, dass gelbe Rosen ihre Lieblingsblumen sind.

»Hallo, Doris.«

Die Stimme Gregors war leise und vorsichtig, vermutlich, um die dösende Zimmergenossin nicht zu stören, die sich als Erstes in sein Blickfeld nach dem Öffnen der Türe schob.

»Hallo, Gregor.« Ihr kullerten beim Anblick ihres Lebensgefährten zwei Tränen aus den Augen.

»Wie geht's dir?«

»Das Auto ist Schrott«, war die Antwort von Doris und es folgten ein paar weitere Tränen, gefolgt von weinendem Schniefen.

»Vergiss das Auto, das ist alles nur Blech und ersetzbar. Hauptsache ist, du bist halbwegs in Ordnung. Was ist denn passiert?«

»Ich dachte, du bist in München.«

»Christian hat mich heute früh am Handy angerufen. Denkst du, ich kann da in München bleiben? Ich bin natürlich gleich hergekommen. Jetzt erzähl endlich, was los war.«

»Ich hatte anscheinend verdammtes Glück. Ich bin bei Weinger gewesen und bei der Heimfahrt geht's ja den steilen Berg hinunter. Da konnte ich plötzlich nicht mehr bremsen.«

»Was heißt ›du konntest nicht mehr bremsen?«

»Ich habe leider keine Ahnung, was genau geschehen ist, ich habe an die letzten Sekunden kaum eine Erinnerung. Ich grüble die ganze Zeit; zermartere mir den Kopf über den genauen Hergang. Irgendwie dachte ich, ich hätte die Bremse getreten. Mittlerweile bin ich mir aber da nicht mehr sicher. Du weißt ja, dass ich die ganzen Jahre Automatikgetriebe gefahren bin und das neue Auto hat jetzt Schaltgetriebe. Vielleicht habe ich einfach nur das Kupplungspedal erwischt.«

Tatsächlich hatte sich Doris erst vor zwei Wochen einen neuen fahrbaren Untersatz angeschafft. Ursprünglich hatte sie sich bereits im Herbst einen neuen Wagen kaufen wollen, entschied sich aber dann dafür, ihr altes Vehikel mit Automatikgetriebe noch den ganzen Winter lang zu fahren. Im Frühjahr hatte sie sich nun einen Jahreswagen zugelegt, den ihr Christian zu einem äußerst attraktiven Preis beschafft hatte. Ein kleiner Wermutstropfen dabei war, dass sie sich erst an das Treten der Kupplung gewöhnen musste. Dieses war ein Lernprozess, der aufgrund der Tatsache, dass sie sehr wenig mit dem Wagen fuhr, immer noch nicht abgeschlossen war. Die ersten paar Fahrten würgte sie den Motor regelmäßig an

Kreuzungen ab, da sie schlicht und ergreifend ständig das Betätigen des Kupplungspedals vergaß. Gregor tröstete sie mit dem Ausblick, dass das alles sehr schnell in Fleisch und Blut übergehen würde.

»Und dann?«, fragte ihr Freund nach.

»So genau weiß ich das auch nicht mehr, aber irgendwie hab ich dem Anschein nach das Auto instinktiv in den Straßengraben gesteuert, dann hat der Airbag ausgelöst und mir...«

In diesem Moment öffnete sich im rasanten Tempo die Türe und ein Tross von Weißkitteln kam herein. Insgesamt waren es sechs Ärzte und Schwestern, die zur Visite erschienen.

»So, Frau ...«, der Arzt blätterte zwei Seiten in den Unterlagen auf seinem Klemmbrett zurück, scheinbar um den Nachnamen von Doris zu suchen, fand ihn dann und fuhr nach kurzer Pause fort:

»...Eichberg. Wie fühlen Sie sich?«

»Danke, das Genick schmerzt ein wenig, leichte Kopfschmerzen habe ich auch, aber in Anbetracht der Umstände möchte ich nicht jammern.«

»Das freut mich zu hören. Sie haben da gewaltig Glück im Unglück gehabt. Der Röntgenbefund ist unauffällig, es liegt also keine Fraktur vor. Aus medizinischer Sicht spricht nichts dagegen, dass Sie uns heute auch schon wieder verlassen. Die Cervicalstütze tragen Sie aber präventiv bitte noch drei Tage.«

»Die was?«

»Ihre Halskrause. Sie haben ein leichtes HWS-Syndrom, also ein leichtes Schleudertrauma, das aber nicht weiter bedenklich ist.«

»Heißt das, ich kann meine Partnerin jetzt gleich mitnehmen?«, fragte Gregor nochmals nach.

»Von uns aus spricht nichts dagegen. Wir können Frau Eichberg mit gutem Gewissen *entlassen*. Ich schicke dann sofort eine Schwester vorbei, die Ihnen den Venenkatheter und die Infusion abklemmt, danach dürfen Sie gerne nach Hause fahren. Gute Besserung noch. Auf Wiedersehen.«

Mit diesen Worten drehte sich der Arzt ohne weitere Verzögerungen um und das Ärzteteam ging im selben Tempo,

wie es gekommen war, geschlossen wieder aus dem Krankenzimmer hinaus.

Die Tränen in Doris' Gesicht wichen mittlerweile einem Lächeln. Sie suchte nun Gregors Hand, was umständlich war, da sie wegen des komischen Halsgerüsts ihren Kopf nicht nach unten neigen konnte. Sie ertastete diese schließlich auch und versah sie mit einem weichen, zärtlichen Druck.

»Schatz, unser Streit tut mir leid«, begann sie das Gespräch. »Glaubst du, wir können uns noch einmal zusammenraufen?«

»Denkst du, ich wäre so schnell gekommen, wenn ich was anderes glauben würde?«, antwortete ihr Gregor. »Wichtig ist, dass du zügig gesund wirst.«

»Wieso gesund werden? Du hast ja den Doc gehört, ich bin bereits gesund.«

»Bis auf deinen Hals.«

»Der wird auch wieder gut.«

Doris war jetzt plötzlich verändert, ihre Traurigkeit, Mutlosigkeit und ihre Schmerzen schienen wie weggefegt. Die Nachricht, dass sie keine körperlichen Schäden aus dem Unfall davontragen würde, gab ihr merklich neue Lebensfreude.

»Aber ein Foto könntest du noch von mir machen, als Andenken.«

»Ein Foto als Andenken an das Krankenhaus? Du spinnst ja«, antwortete Gregor.

»Doch, mach schnell eines, damit wir eine Erinnerung an diesen Tag haben.«

Gregor wusste nicht, was Doris damit bezwecken wollte. Wahrscheinlich wollte sie es in das alljährliche Fotobuch einfügen, das sie stets im Dezember als Rückblick auf die vergangenen zwölf Monate anfertigte. Sie hatte damit vor vielen Jahren begonnen, um den digitalen Bildern, die sonst irgendwo in den Untiefen von Handys, Digitalkameras und Festplatten im Pixelfriedhof dahinvegetieren und nie mehr wieder gesehen werden würden, ein analoges Leben in Ewigkeit zu schenken. Das Fotobuch gab den beiden in dieser Form einen schönen Rückblick auf das vergangene Jahr mit seinen Höhen und Tiefen.

Da es ihr Wunsch war, auch diese Episode aus ihrem Leben auf Fotopapier zu verewigen, zog Gregor sein Smartphone und knipste ein Foto von Doris, wie sie im Bett lag und wartete, dass eine Krankenschwester sie von der Fessel ihrer Infusion befreit.



Das dauerte dann auch nicht lange und somit konnte sich Doris wieder frei bewegen. Gregor reichte ihr die Sporttasche, die er bei sich trug.

»Ich hätte dir mal präventiv frische Klamotten mitgenommen, falls du länger hättest bleiben müssen.«

»Danke. Das ist nett von dir. Meine Hose ist voller Blut und mein Shirt ist auch nicht mehr salonfähig. Ich ziehe mich schnell noch um, damit ich halbwegs vorzeigbar bin, wenn wir das Krankenhaus verlassen.«

Doris nahm frische Kleidung aus der Sporttasche. Gregor hatte tatsächlich an alles gedacht. Unterwäsche, Socken, Jogginganzug – nichts hatte er vergessen. Sogar ihr Lieblings-BH war mit dabei. Ein schwarzer BH mit roter Spitze, den sie nur zu besonderen Anlässen trug.

Die achteinhalb Quadratmeter an Küche in ihrer Wohnung waren nicht allzu üppig. Brigitte schickte ihren Mann deswegen regelmäßig ins etwas geräumigere Wohnzimmer, sobald sie in der Küche zu tun hatte. Zwar waren ihre Kochkünste nicht unbedingt sterneverdächtig, aber für Spaghetti mit Tomatensoße reichte es allemal. Werner war kochtechnisch mit noch weniger Feingefühl gesegnet, ihm würde es wahrscheinlich sogar gelingen, Wiener Würstchen – die er selbst natürlich als Frankfurter bezeichnete – beim Aufwärmen im Wassertopf anzubrennen. Aufgrund dieser Tatsache gaben die beiden einen Großteil ihres Gehalts für den Besuch von Restaurants und anderweitiger auswärtiger Genüsse aus. Am Ende des Monats war dann oftmals Schmalhans Küchenmeister und man begnügte sich mit Speisen à la Spiegelei und Fleischkäse. Dieser war leider hier am Rhein nicht so leicht aufzutreiben wie in ihrer bayerischen Exilheimat, wo er unter dem Pseudonym »Leberkäse« zu den allgegenwärtigen Grundnahrungsmitteln zählte.

»Wann gibt's Essen?«, hörte sie Werner aus dem Wohnzimmer rufen.

»In zehn Minuten. Bringst du vorher bitte noch den Müll runter?«

Werner stellte den Fernseher ab und betrat Brigittes dunstdurchzogenes Reich der Küche. Wortlos nahm er den Müllbeutel aus dem Eimer heraus, verknotete ihn langsam und verließ damit die Wohnung. Behäbig drückte er den Knopf des Aufzugs und wartete. Zwar hätte es ihm aus gesundheitlichen Gründen zweifellos nicht geschadet, die Treppe zu nehmen, aber das hatte er sich schon längst abgewohnt. Er wolle »die Stufen schonen« hatte er mehrfach zu seiner Frau gesagt, die eigentlich lieber diese sportliche Variante benutzte, um die drei Stockwerke bis ins Erdgeschoss zu überwinden. Er wusste insgeheim selbst, dass er mehr für seinen Körper tun müsste, um seine barocken

Kurven wieder zu verlieren. Mittlerweile würde er aber wahrscheinlich die drei Etagen bergauf nicht mehr schaffen ohne anschließenden Aufenthalt im Sauerstoffzelt. Permanent verschob er den Zeitpunkt für den Beginn eines neuen Lebenswandels auf morgen, nächste Woche oder nächsten Monat. Er wusste, irgendwann müsste er damit beginnen, aber keinesfalls heute. Außerdem erachtete er die gelegentlichen Spaziergänge mit Brigitte am Rheinufer als ausreichend Sport.

Unten angekommen öffnete er die Klappe des Müllcontainers, warf seinen Müllsack hinein und kehrte behäbig um, steckte seine Hände in die Hosentaschen des abgenutzten Jogginganzugs und bewegte sich wie ein Faultier zum Aufzug zurück.

Jetzt war das Teufelsding schon wieder davongefahren. Kurzzeitig überlegte er, doch zu gehen, verwarf aber dann den kurzzeitigen Anflug von Sportlichkeit und wartete, bis das technische Meisterwerk zurückkam.

»Guten Tag, Frau Grabowski«, grüßte er höflich die aus dem Aufzug aussteigende alte Frau und bestieg selbigen ohne auch nur auf eine Antwort zu warten. Er drückte die »3« auf dem Bedienfeld, langsam schlossen sich die Türen und der Aufzug setzte sich in Bewegung.

»Mist, Wohnungsschlüssel vergessen«, murmelte er bei der Ankunft vor seiner Wohnungstür und betätigte deshalb den Schalter für ihre Wohnungsklingel, woraufhin er auch schon die Schritte seiner Frau hörte.

Die Tür öffnete sich rapide und vor ihm stand Brigitte, die urplötzlich ein kreidebleiches Gesicht hatte. In ihrer Hand hielt sie ihr Smartphone und konnte ihren Blick nicht von dem Gerät abwenden. Werner merkte sofort, dass etwas passiert sein musste.

»Was ist los?«

Brigitte las noch ein paar Sekunden fertig und drückte ihm das Handy in die Hand.

»Da, lies selbst, eine Nachricht von Doris.«

Werner nahm das Smartphone und las laut vor:

»Hallo Brigitte, ich wollte dir nur mitteilen, dass ich vorgestern einen Autounfall hatte. Ich konnte den Wagen einen

Berg runter nicht abbremsen – warum auch immer. Das Auto ist ungebremst mit mir in einen Straßengraben und ist Schrott. Ich hatte aber Glück. Bin bereits wieder aus dem Krankenhaus draußen und zu Hause.«

Werner schaute Brigitte an, zeigte jedoch relativ wenig Regung.

»Hauptsache, ihr geht's gut. Vielleicht rufst du sie an.«

»Du weißt, dass wir bis auf das Nötigste nicht miteinander reden. Ich empfinde es ja als toll und positives Zeichen, dass sie mich per Nachricht darüber informiert. Ich habe ansonsten nie etwas von ihr gehört in den letzten Jahren.«

»Es wird aber nicht ausbleiben, dass ihr mal miteinander redet. Vielleicht versucht sie auch deshalb, das Schweigen zu brechen und ein Minimum an Kommunikation mit dir zu betreiben.«

»Ich weiß, irgendwann müssen wir uns ja auch mit dem Thema Erbschaft auseinandersetzen.«

Werner, der sich mittlerweile zu Tisch gesetzt hatte, dachte ein paar Sekunden nach, ehe er sich mit scharfem Unterton an seine Frau wandte:

»Du hast aber damit jetzt nichts zu tun, oder?«

»Mit was? Mit dem Unfall?«, erwiderte Brigitte sichtlich empört. Als Werner keinen Mucks von sich gab und sie nur prüfend ansah, fuhr sie fort: »Sag mal, würdest du mich tatsächlich zu so etwas für fähig halten?«

»Weißt du, Brigitte, ich war am Wochenende geschäftlich unterwegs und nicht daheim. Wo du die beiden Tage warst, kann ich somit leider nicht mit Gewissheit sagen.«

»Natürlich war ich hier zu Hause, wo denn sonst?«

Werner überlegte sich seine Antwort gründlich, ehe er sie gab:

»Das würde ich an deiner Stelle bestimmt auch behaupten, ich weiß nur nicht, ob ich dir diesmal glauben soll. Immerhin bist du ja anscheinend knapp davon entfernt gewesen, Alleinerbin zu werden.«

Die Straße war nur noch an wenigen Stellen feucht vom letzten Regen. Die Misonne hatte mittlerweile Kraft genug, um den relativ kurzen Schauer aufzutrocknen und dem dunklen Teer in weiten Teilen seine helle, ausgebleichte Farbe zurück zu schenken.

Das neue Auto von Doris bog langsam in die Seitenstraße ein, um vor dem örtlichen Polizeirevier zu parken.

Der letzte Monat war für Doris eine äußerst intensive Zeit. Die Arbeitsunfähigkeit, die ihr der Arzt für zwei Wochen attestierte, verlängerte sie nicht mehr und ging nun seit weiteren zwei Wochen wieder ganz normal zur Arbeit, was ihr auch sichtlich guttat. Für Gregor war sie wie neu geboren. Christian hatte ihr schnell ein neues Auto besorgt, dieses Mal auf ihren eigenen Wunsch hin wieder mit Automatikgetriebe. Für den Unfallwagen hatte sie dank der Vermittlung Christians von einem Schrottkäufer noch die stolze Summe von 1.300 Euro bekommen, was angesichts der Tatsache, dass es sich um einen Totalschaden handelte, noch ein stolzes Sümmchen war. Die Versicherung kam für den Schaden auf, die Höherstufung in ihrer Schadenfreiheitsklasse war dabei absolute Nebensache.

Ihr Auto stand nun geparkt vor dem Polizeirevier. Sie stellte den Motor ab und Gregor wollte schon die Beifahrertüre öffnen, als sie ihn mit der Hand sanft berührte und ihm damit ein Zeichen gab, noch kurz sitzenzubleiben.

»Gregor, ich möchte dir noch einmal dafür danken, dass du mir in den letzten Wochen so zur Seite gestanden bist und für mich da warst. Ich weiß, dass es nicht einfach mit mir war, nachdem Margret gestorben ist. Für mich war das wie ein riesiges Loch, in das ich gefallen bin und aus dem ich nicht mehr herausfand. Ich hatte jetzt viel Zeit zum Nachdenken und der Unfall hat mich wieder zurück in die richtige Spur meines Daseins gebracht. Ich habe jetzt verstanden und verinnerlicht, dass ich heute leben muss und nicht die Zeit mit Trauer, Grübeln

und Ärgern verschwenden darf. Dafür ist unsere kurze Lebenszeit einfach zu kostbar. Danke, dass du trotzdem bei mir warst, obwohl ich wahrscheinlich oft unausstehlich war. Entschuldigung für die miese Laune, die ich in der Zeit häufig verbreitete.«

Gregor, der dem Monolog nur zugehört hatte, ohne sie zu unterbrechen, wartete, bis sie mit der Stimme nach unten ging, was für ihn ein Zeichen war, dass der Vortrag sein Ende fand.

»Schön, dass du das sagst. Du hattest wirklich teilweise Laune, dass Milch in einem Kilometer Entfernung sauer wurde. Lass uns einfach von nun an unser Leben genießen und einen kleinen Neuanfang starten.«

»Das wäre ganz in meinem Interesse. Darum möchte ich dir mitteilen, dass ich gerne die Tauchsafari nach Ägypten mit dir, Elvira und Christian mitmachen werde. Mein Urlaubsantrag in der Firma ist genehmigt worden, obwohl ich erst zwei Wochen wegen Krankheit weg gewesen bin. Ich freue mich auf eine wundervolle Zeit mit euch.«

»Das kommt jetzt für mich fast ein wenig überraschend nach deinen bisherigen Aussagen. Ich dachte eigentlich, dass du kneifst.«

»Ich und kneifen? Hey, warte mal ab, ich werde dir schon zeigen, wer hier kneift.«

Gregor nahm Doris in den Arm, drückte sie und konnte sich einer Freudenträne nicht verwehren. Er hoffte nun inständig, dass wieder Routine in ihrer beider Leben zurückkehren würde. Seine Freundin war erst dreimal mit ihm in Kroatien beim Tauchen und hatte deshalb Bedenken, ob sie den Herausforderungen einer Tauchsafari gewachsen sei. Aber da sie die für die Safari notwendigen 50 Tauchgänge in ihrem Logbuch hatte und im letzten Jahr gemeinsam mit Elvira auch die Fortbildung zum Wracktauchen und Tieftauchen bis auf 40 Meter absolvierte, stand offiziell dem Abenteuer nichts mehr im Wege. Gleich nach dem damaligen Fortbildungskurs hatten die vier Freunde diese Tauchsafari gebucht, ließen sich aber bis zwei Wochen vor Abflug ein Stornorecht einräumen. Gregor hatte

zwischenzeitlich innerlich damit gerechnet, dass Doris von diesem bereits Gebrauch gemacht hätte. Nun kam sie doch mit auf diese Tour, was ihm viel bedeutete.

»Ich freue mich, Schatz, dass du dich so entschieden hast. Das müssen wir gleich noch Chris und Elfie erzählen.«

»Das erledigen wir heute Abend. Wir könnten sowieso wieder mal ausgehen mit den beiden. Elfie müssen wir unbedingt wieder dazu verdonnern, im Internet einen Reiseblog zu schreiben. Das macht sie einfach am besten.«

»Ich bin mir sicher, sie macht den Blog über unsere Tauchsafari gerne.«

»Aber eins musst du mir noch versprechen, Gregor.«

»Was denn?«

»Du musst mich vor den Haien im Roten Meer beschützen!« Doris fletschte die Zähne und formte ihre Finger demonstrativ zu stilisierten Krallen während sie noch ein aufgesetztes »Grrrr« zu Gregor auf den Beifahrersitz hinüber schnurrte.

Beide lachten, stiegen aus dem Auto und schlossen die Tür. Sie hatten beide keine Ahnung, dass nicht Haie die große Gefahr auf dieser Reise werden sollten. Für Doris würde diese Reise die entscheidenden Weichen in ihrem Leben stellen.

Hinter dem Berg von Kartons, Papier und Ordnern wirkte Elvira beinahe gnomenhaft. Ein Außenstehender hätte wahrscheinlich geurteilt, dass sie für diese Art von Arbeit nicht sonderlich geeignet sei: Sie sortierte Belege und legte sie auf völlig antiquierte Art in Schuhkartons. Ihr persönlich war diese Arbeitsweise zwar absolut fremd, suspekt und zuwider, aber Christian wollte dieses Vorgehen so. Eine abermalige Diskussion wollte sie über dieses Thema nicht führen. Schon mehrmals hatte sie ihn überzeugen wollen, die Buchführung seiner Autowerkstatt von seinem jetzigen Steuerberater wegzunehmen und anderweitig zu vergeben. Sie hatte ihn darauf ganz dezent hingewiesen, dass ihr Arbeitgeber diese Tätigkeiten ebenfalls übernehmen würde und ein Wechsel zu diesem gewiss finanziell lohnend sein würde. Auch hatte sie ihm den Vorschlag unterbreitet, er solle sie für Bürotätigkeiten in seiner Autowerkstatt einstellen. So könne sie Finanzbuchhaltung und Lohnbuchhaltung vor Ort und Stelle abarbeiten. Christian aber wollte von alledem nichts hören. So sehr er auch Neuem gegenüber aufgeschlossen war, arbeitete er in bürobedingten Angelegenheiten stets nach den beiden niederbayerischen Handlungsmaximen: »Das war schon immer so« und »Das haben wir noch nie so gemacht.«

Für ihn war es bereits eine gravierende Veränderung seines beruflichen Alltags, dass nun, seit Elvira bei ihm wohnte, nicht mehr er selbst einmal im Monat die Belege in einen Schuhkarton legte und zum Steuerberater brachte, sondern seine Freundin. Elvira wollte ihm beibringen, dass in heutiger Zeit kein Unternehmer mehr auf diese altmodische Art und Weise arbeitete und man das viel effektiver und stringenter lösen könne. Er aber wollte die Vorgehensweise so beibehalten, solange sein Steuerberater das so akzeptierte. Elvira erledigte das Sortieren der Belege als kleine Gegenleistung für die Tatsache, dass sie mietfrei bei ihrem Freund wohnen konnte. Außerdem war es für sie eine Möglichkeit, sich auch etwas um die Belange der Firma zu

kümmern und sich dort einzubringen. Ingeheim hoffte sie ja doch, dass Christian ihr irgendwann einmal die fachliche Kompetenz zutrauen würde, die Buchführung allein zu übernehmen. Die sortierten Belege in den Kartons lieferte dann meist sie beim Steuerberater ihres Mannes ab, auch wenn es ihr stets etwas peinlich war, quasi als Fachkraft mit Schuhkartons bei der Konkurrenz aufzutauchen. Aber auch daran hatte sie sich gewöhnt: Hier gingen die Uhren in manchen Dingen noch etwas anders.

Seit Minuten starrte sie nun unentwegt auf einen Beleg, als Christian zur Tür hereinkam.

»Na, wieder die Schuhschachteln sortieren?«, lästerte er, wissend, dass sie auf die provokante Aussage nicht einsteigen würde und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Mhm«, kam als Antwort zurück.

»Was ist denn los? So konzentriert?«

»Ich sortiere gerade die Belege vom April.«

Sie setzte ihre Lesebrille behutsam ab und fuhr fort:

»Da ist eine Quittung von der tschechischen Autofirma, die den Unfallwagen von Doris abgeholt hat.«

»Ja, du weißt ja, dass ich die Totalschäden zumeist ins Ausland verkaufe.«

»Schon. Du hast von dort noch einen Restwert von 800 Euro bekommen.«

»Ist doch in Ordnung für den Schrotthaufen, oder?«

»Sicher, das ist schon in Ordnung...«

»Das hört sich jetzt nach einem »aber« an.«

»Doris hat mir erzählt, dass du ihr 1.300 Euro gegeben hast. Kannst du mir erklären, warum du ihr 500 Euro mehr zahlst, als du selbst dafür bekommen hast?«

Das hiesige Polizeirevier war gesichert wie Fort Knox. Gregor und Doris waren zum ersten Mal hier und hätten sich vorher nicht vorstellen können, dass ein kleines Revier auf dem Land so hermetisch gegen die Außenwelt abgeschottet sein würde. Schon von außen sahen sie an den Wänden Videokameras und die Türe war verschlossen. Nach dem Klingeln ertönte eine männliche Stimme aus der Gegensprechanlage.

»Ja, bitte.«

»Hallo, mein Name ist Doris Eichberg, ich soll hier vorbeikommen wegen einer Unterschrift.«

»Kommen Sie bitte herein.«

Ein Surren signalisierte, dass sie die Haustüre drücken sollten. Doris und Gregor betraten das Gebäude und standen abermals vor verschlossener Türe. Sie befanden sich in einer Art Schleuse und zu ihrer Rechten sahen sie durch eine dicke Glaswand einen uniformierten Polizisten auf sie zukommen. Sogleich hörten sie dessen blechern klingende Stimme aus dem Lautsprecher.

»Legen Sie bitte Ihre Ausweise hier in das Fach.«

Die beiden taten, wie Ihnen geheißen und der Staatsdiener holte sich die Dokumente auf der anderen Seite der Wand über das Fach heraus.

Der Polizist musterte kurz die Ausweise.

»Frau Eichberg...und...Herr Greiner«, las er die Namen von den Personalausweisen vor.

»Genau«, war die Antwort von Gregor.

»Um was geht es genau?«, wollte der Uniformierte wissen.

»Wir sollen hier ein Unfallprotokoll unterschreiben.«

»Alles klar, bitte kommen Sie herein.«

Der Polizist drückte einen Taster und somit betraten sie die geheiligten Gemäcker der Exekutive.

»Sascha, deine Kundschaft«, schrie der Polizist einem seiner Kollegen zu, der sich sogleich vom Bürostuhl erhob und zu ihnen an die hölzerne Theke kam. Doris war etwas erstaunt, dass die

Polizisten hier in ihrem eigenen Gebäude mit der Schusswaffe im Halfter am Schreibtisch sitzen. Bis dato hielt sie das als ungläubwürdiges Stilmittel in den Sonntagabend-Tatorts, aber anscheinend wurde dies in der Realität tatsächlich so gehandhabt.

Sie erkannte den Polizisten auch gleich wieder. Es war einer der beiden, die am Unfallort waren und den Unfall aufnahmen.

»Wie geht es Ihnen?«, erkundigte sich der Polizist freundlicherweise zuerst einmal.

»Danke, alles bestens. Gott sei Dank ist alles glimpflich ausgegangen, ich hatte nur ein paar Prellungen. Die sind aber bereits abgeklungen und das Schleudertrauma war auch halb so wild. Ich bin wieder hundertprozentig auf dem Dampfer. Ich hab mir auch schon wieder ein neues Auto zugelegt. Allerdings hoffe ich, dass ich mit diesem nicht so schnell wieder zur Kundschaft von Ihnen werde«, sagte sie mit einem für sie typischen charmanten Lächeln im Gesicht.

»Das freut mich zu hören. Nun, Frau Eichberg, Sie müssten bitte den Unfallbericht durchlesen. Wenn er in Ihren Augen in Ordnung ist, bitte ich Sie, auf der zweiten Seite rechts unten zu unterschreiben.«

Mit diesen Worten gab er ihr ein Stück Papier in A4-Format in die Hand, das beidseitig bedruckt war. Doris drehte es auf die Rückseite, nahm den Kugelschreiber vom Tresen, der mit einer chromfarbigen Kette an den Stifthalter gebunden war, in dem er steckte und setzte zur Unterschrift an. Gregor unterbrach sie schroff: »Willst du dir nicht durchlesen, was dort steht.«

»Wieso, das ist nur ein Bericht. Das wird bestimmt alles in Ordnung sein.«

»Du weißt, dass ich mit Unterschreiben von Dokumenten ein gebranntes Kind bin. Überfliege ihn wenigstens.«

»Wenn du meinst.«

Doris und Gregor standen nebeneinander und lasen im Schnelldurchlauf den Bericht durch. Gregor, der scheinbar schneller beim Lesen war, stockte plötzlich und deutete auf eine Zeile im unteren Bereich der Seite.

»Was ist das?«

»Was ist was?«, fragte Doris.

Gregor runzelte die Stirn und las laut vor.

»Der Beifahrer von Frau Doris Eichberg blieb unverletzt.«

Doris las die Stelle ebenfalls und schaute Gregor an, der nur noch verdutzt fragte:

»Du hattest einen Beifahrer an diesem Abend? Wer war das?«

Mit leicht gekrümmtem Rücken saß Roland vor seinem PC. Jetzt musste er nur noch beim Online-Auktionshaus das Symbol für »Ware erhalten« anklicken und somit war dieser Onlinekauf auch offiziell abgeschlossen. Gerade noch rechtzeitig. Erst spät hatte er daran gedacht, noch das letzte Ausrüstungsstück für die bevorstehende Tauchsafari zu kaufen. Schon seit Tagen hatte er alles gepackt, so sehr freute er sich darauf. Seine Tauchtasche war gefüllt mit allen nötigen Ausrüstungsgegenständen für die Safari: Tauchanzug, Tauchermaske, Tauchcomputer, Logbuch, Handschuhe, Flossen ... alles war verstaut. Alles, bis auf den Inhalt des soeben angelieferten Pakets.

Er hatte nie zuvor an einer Tauchsafari teilgenommen. Als sozialer Einzelgänger war er es gewohnt, derartige Unternehmungen in Eigenregie zu koordinieren. Seit einigen Jahren übte er bereits den Tauchsport aus, war aber seitdem nicht über Ziele im Mittelmeer hinausgekommen. Seine Informationen zu der anstehenden Reise ins Rote Meer hatte er sich im Internet zusammengesucht, da ihm ein Ansprechpartner fehlte, der ihm hierzu Erfahrungen aus erster Hand erzählen konnte. Er wusste somit zum größten Teil, was ihn erwarten würde. Im Gegensatz zu den herkömmlichen bis jetzt getätigten Urlauben wird er in Ägypten sieben Tage lang kein Land sehen. Stattdessen wird er ununterbrochen auf einer kleinen Jacht leben, die von Tauchplatz zu Tauchplatz fährt. Eine Kreuzfahrt ohne Landgang, dafür mit vielen exotischen Tauchgängen. Riffs, Inseln, Wracks, alles was das Taucherherz begehrt war dabei.

Er wusste ebenso, dass er sich mit Rindfleisch, Lamm und Fisch verköstigen würde, da Schweinefleisch auf dem Schiff tabu war. Ihm war auch klar, dass er als Einziger eine Doppelkabine für sich allein hatte. Die Reederei nahm dafür zwar eine Stange Geld, das spielte jedoch für ihn eine sekundäre Rolle. Er wollte ungestört sein und nicht durch einen schnarchenden oder aufdringlichen Kabinenmitbewohner belästigt werden. Er

brauchte in der momentanen Phase seines Lebens, in der er sich entscheiden musste, wie dieses in Zukunft weiter verlaufen soll, seine Ruhe. Diese Ruhe war ihm während der drei täglich gebuchten Tauchgänge zwangsläufig sicher. Er wollte aber auch zwischen den Tauchgängen seine Welt sortieren und für die Zeit nach dem Tauchurlaub diese vielleicht neu justieren.

Das Paket, das er soeben vom Paketboten erhalten hatte, lag offen neben ihm und er wusste, dass er den Inhalt auf keinen Fall im Handgepäck mitnehmen durfte. Auch konnte er es nicht zusammen mit dem Tauchgepäck, das als Sondergepäck mit ins Flugzeug kam, aufgeben. Einziger Weg war somit der normale Reisekoffer, welcher noch geöffnet neben ihm auf seinem Bett lag. Wenn er es dort drinnen verpacken und in diesem Koffer mitnehmen würde, dürfte es normalerweise kein Problem geben. Er griff in das Paket, nahm das Messer mit seiner elf Zentimeter langen Klinge aus dem Karton und legte es sorgsam zwischen seine T-Shirts in den Kleidungskoffer. Langsam schloss er diesen und verspürte ein innerliches Zittern, als er an das geplante Vorhaben dachte.

- Weiter geht's -

So, lieber Leser. Wenn du (oder Sie – Wir kennen uns ja vielleicht nicht persönlich) bis hierher vorgedrungen bist, so hoffe ich, dass es bis dato Spaß gemacht hat und ein wenig Spannung erzeugt hat. Letztere wird im gesamten Buch, welches 61 Kapitel hat, potenziert fortsetzen und alle aufgeworfenen Fragen werden beantwortet werden!

Das gesamte Buch wird im April 2020 als e-book und kurz darauf als Taschenbuch erscheinen. Auf der Homepage unter www.andy-falkner.de werdet ihr auf dem Laufenden gehalten.

Danke für das bisherige Interesse

Andy,
im März 2020